Russische Leute.

Geschichten aus dem Alltagsleben

von

Anton Tschechow.

Deutsch

von

Johannes Treumann.

Leipzig,
Verlag von Carl Reißner
1890.

Inhalt.

Werotschka	1
Uebers Ziel geschossen	29
Unglück	41
Wanjka	71
Einmal im Jahr	83
Kummer	93
Bei der Wittwe des Adelsmarschalls	107
In der Christnacht	119

Vorwort.

Anton Tschechow, ein noch junger Schriftsteller — er ist neunundzwanzig Jahre alt —, hat in Rußland bei dem Publikum und bei der Kritik einen bedeutenden Erfolg errungen.

Es mußte überall, wo Gerechtigkeitssinn vorhanden, zugestanden werden, daß man es bei diesem Autor mit einem entschiedenen Talent, welches sich vor Allem durch große Keckheit auszeichnet, zu thun habe. Und diese Keckheit zeigt sich insbesondere in seiner Darstellungsweise.

Er liebt es, in einem kleinen Rahmen Menschen und Verhältnisse in realistischer Weise zu schildern: er zeichnet wit wenig Strichen, die aber ein lebensvolles Bild geben. Auch die Natur mit all ihrem Reiz weiß er mit wenig Worten vor das Auge des Lesers zu zaubern.

In solcher Weise wirksam zu schreiben ist eine Kunst, die bis jetzt vornehmlich bei den Amerikanern und bei den Norwegern anzutreffen war.

Das Publikum hat seine Bücher mit Interesse gelesen, denn erstens zog die Darstellungsweise an und zweitens fesselte die Selbstständigkeit des Autors.

Tschechow ist in jeder Beziehung selbstständig.

Während die modernen russischen Autoren alle mehr oder weniger vom Pessimismus angekränkelt sind, weiß Tschechow nichts davon, seine Lebens- und Weltanschauung ist gesund, human und von kräftiger Lebensfreudigkeit erfüllt.

Während viele Schriftsteller Helden und Heldinnen mit großen Leidenschaften, großen Plänen, ungewöhnlichen Erlebnissen vorzuführen suchen, schildert er Männer, Frauen, Kinder, wie sie Einem auf Schritt und Tritt begegnen. Das Allgemeinmenschlichein den Seelenbewegungen der Personen zieht ihn an. Sein Beruf, der ihn in die Häuser der Menschen führt, — er ist Arzt, — hat ihm einen großen Reichthum an Beobachtungen gewährt.

Während ferner viele Autoren ihr Schaffen von vorgefaßten Meinungen und Ideen beherrschen lassen, ist er immer vollkommen objectiv und schildert das Leben, wie es ist.

Tschechow, der bereits zehn Jahre schriftstellerisch thätig ist, hat sehr viel geschrieben: Novellen, Erzählungen, Feuilletons und Theaterstücke, die auf der kaiserlichen Bühne zu St. Petersburg zur Aufführung gelangt sind.

Hinsichtlich der vorliegenden Uebersetzung ist zu bemerken, daß dieselbe mit Genehmigung des Verfassers der Erzählungen veröffentlicht wird, und daß die Wahl derselben dem Uebersetzer überlassen worden. Es werden hier dem deutschen Publikum geboten: zwei Novelletten („Werotschka“ und „Unglück“), zwei humoristische Skizzen („Ueber's Ziel geschossen“ und „Bei der Wittwe des Adelsmarschalls“) und ferner noch vier kurze Erzählungen. Ueberall sind es einfache Stoffe, die mit Geschick behandelt werden. Um aber zu zeigen, daß dieser Autor auch originelle Stoffe zu gestalten vermag, wurde an den Schluß des Bändchens die Erzählung „In der Christnacht“ gesetzt.

Möge das Büchlein bei dem deutschen Publikum eine freundliche Aufnahme finden! —

J. T.

Werotschka.

Iwan Alexejewitsch Ognew erinnert sich dessen, wie er an jenem Augustabend lärmend die Glasthür öffnete und auf die Veranda hinaustrat. Er trug damals einen leichten Flügelmantel und einen breitkrämpigen Strohhut, denselben, der jetzt mit den Courierstiefeln im Staube unter seinem Bett liegt. In der einen Hand hielt er ein großes Packet Bücher und Hefte, in der andern einen dicken, knorrigen Stock. Hinter der Thür stand, ihm mit der Lampe den Weg beleuchtend, der Besitzer des Hauses, Kusnezow, ein Mann mit einer Glatze, mit einem langen, grauen Bart und in einem schneeweißen Piqué-Jaquet. Der Alte lächelte wohlwollend und nickte mit dem Kopfe.

„Lebt wohl, Alter!" rief ihm Ognew zu. Kusnezow stellte die Lampe auf ein Tischchen und trat auf die Veranda hinaus. Die zwei langen, schmalen Schatten stiegen über die Stufen zu den Blumenbeeten, schwankten und lehnten sich mit den Köpfen an die Lindenstämme.

„Leben Sie wohl und nochmals besten Dank, mein

Lieber!" sagte Iwan Alexeitsch. „Dank für Ihre Herzlichkeit, für Ihre Freundschaftsbezeugungen, für Ihre Liebe.... Nie in alle Ewigkeit vergesse ich Ihre Gastfreundschaft. Sie selbst sind gut, Ihre Tochter ist gut, und Alle hier bei Ihnen sind gut, fröhlich, herzlich. . . . Solche herrliche Menschen, daß ich sie gar nicht schildern kann!"

In Folge der Fülle der Gefühle und des soeben genossenen Liqueurs sprach Ognew mit singendem, seminaristischem Vortrage und war so gerührt, daß er seine Gefühle nicht hauptsächlich in Worten, sondern vielmehr im Blinzeln der Augen und im Zucken der Schultern kund that. Kusnezow, der auch erhitzt vom Getränk und sehr gerührt war, streckte sich dem jungen Manne entgegen, und sie küßten sich.

„Gewöhnt hab' ich mich an Sie, wie ein Jagdhund an seinen Herrn!" sagte Ognew. „Fast jeden Tag schlenderte ich zu Ihnen her, habe wohl zehn Mal bei Ihnen übernachtet, und Liqueur habe ich bei Ihnen so viel getrunken, daß es geradezu schrecklich ist, auch nur daran zu denken. Und wofür ich insbesondere zu danken habe, Gawril Petrowitsch, das ist Ihre Mitarbeit und Hülfe. Ohne Sie würde ich mit meiner Statistik hier wohl noch bis zum October herumtrödeln. Nun werde ich aber auch im Vorwort sagen: „Ich halte es für meine Pflicht, meinen Dank dem

Vorsitzenden der N—schen Gouvernementsverwaltung, Herrn Kusnezow, für seine liebenswürdige Mitarbeit auszusprechen." — Die Statistik hat eine glänzende Zukunft! — Bitte Wera Gawrilowna meinen ergebensten Gruß zu übermitteln, den Doctoren aber, den beiden Untersuchungsrichtern und Ihrem Secretair zu sagen, daß ich ihrer Hülfe nie vergessen werde! Nun aber, Alter, umarmen wir uns noch einmal, und das sei unsere letzte Freundschaftsbezeugung."

Der gerührte Ognew küßte nochmals den alten Mann und begann die Stufen hinabzusteigen. Auf der letzten Stufe sah er sich um und fragte: „Werden wir uns wohl irgendwann wiedersehen?"

„Gott weiß es!" antwortete der alte Mann „Wahrscheinlich wohl nie!"

„Ja, das mag wahr sein! Nach Petersburg kommen Sie um keinen Preis, ich aber werde wohl nie mehr in dieses Gouvernement gerathen. Nun leben Sie wohl!"

„Sie sollten doch die Bücher hier lassen!" rief ihm Kusnezow nach. „Wozu wollen Sie die Last mit sich herumtragen? Ich werde Ihnen die Bücher mit einem Bedienten senden!"

Aber Ognew hörte ihn nicht mehr und entfernte sich von dem Hause eilenden Schrittes. In seiner Seele, vom Weine erwärmt, war es fröhlich, warm

und wehmüthig. Er ging weiter und dachte darüber nach, wie oft man doch im Leben mit guten Menschen zusammentreffe, und wie schade es sei, daß von solchen Begegnungen nichts weiter bleibt, als nur die Erinnerung.

Es kommt vor, daß am Horizont Kraniche auftauchen, ein leichter Wind trägt ihren klagenden Schrei zu uns, nach einer Minute aber — man mag mit noch so großem Eifer in die blaue Ferne schauen — erblickt man keinen Punkt, hört man keinen Laut, — gerade so tauchen auch Menschen mit ihren Gesichtszügen und ihren Reden im Leben auf und versinken in unsre Vergangenheit, indem von ihnen nichts weiter übrig bleibt, als die unbedeutenden Züge der Erinnerung. Da Iwan Alexeitsch seit dem Frühling im N—schen Gouvernement lebte und beinahe täglich bei den freundlichen Kusnezows war, hatte er sich an sie wie an Verwandte gewöhnt: an den alten Mann, an seine Tochter, an die Dienstboten; er kannte genau das ganze Haus, die gemüthliche Veranda, die Windungen der Alleen, die Umrisse der Bäume über der Küche und der Badstube, — aber nun wird er gleich durch die Gartenthür hinaustreten, und das Alles verwandelt sich dann in Erinnerung und verliert für ihn auf ewig seine reale Bedeutung; und dann vergeht ein Jahr, das zweite, und alle diese

lieben Gestalten verblassen in seinem Bewußtsein, gleich den Erfindungen und Gaben der Phantasie.

„Im Leben giebt es nichts Lieberes als die Menschen!“ dachte der gerührte Ognew, indem er längs der Allee zur Gartenthür schritt. „Nichts!“ Im Garten war es still und warm. Es dufteten Reseda, Tabak und Heliotrop, welche in den Beeten noch nicht abgeblüht waren. Die Zwischenräume zwischen den Sträuchern und den Stämmen der Bäume waren ausgefüllt mit einem Nebel, durchsichtig, zart, vollständig in Mondlicht getränkt; und, was lange in Ognews Erinneruug blieb: einzelne Nebelwolken zogen, Gespenstern gleich, langsam, doch dem Auge bemerkbar, eine hinter der andern quer über die Alleen. Hoch über dem Garten stand der Mond, unter dem Letzteren nach Osten hin bewegten sich durchsichtige Nebelflecke fort. Es schien, als bestehe die ganze Welt aus schwarzen Silhouetten und irrenden weißen Schatten, und Ognew meinte zum ersten Male im Leben, indem er den Nebel am mondhellen Augustabend beobachtete, daß er nicht die Natur schaue, sondern eine Decoration, bei welcher ungeschickte Pyrotechniker, die wahrscheinlich hinter den Sträuchern saßen und den Garten mit weißem, bengalischem Lichte erhellen wollten, die Luft sowohl mit hellem Schein als auch mit Rauch erfüllt hatten.

Als Ognew zur Gartenthür herantrat, theilte sich von dem niedrigen Gartenzaun ein dunkler Schatten ab und kam ihm entgegen.

„Wera Gawrilowna,“ sagte er erfreut. „Sie sind hier? Ich habe Sie gesucht, gesucht, — ich wollte mich verabschieden. Leben Sie wohl, ich gehe!“

„So früh? Es ist ja erst elf Uhr!“

„Nein, es ist Zeit! Fünf Werst habe ich noch zurückzulegen, und dann muß ich noch meine Sachen einpacken. Morgen muß ich früh aufstehn. . . . .“

Vor Ognew stand die Tochter des Kusnezow, Wera, ein Mädchen im einundzwanzigsten Jahre, wie gewöhnlich melancholisch, nachlässig gekleidet und interessant. Junge Mädchen, die viel träumen und ganze Tage liegend und träge Alles, was ihnen unter die Hand kommt, lesen, die sich langweilen und sich der Melancholie hingeben, kleiden sich gewöhnlich nachlässig. Denjenigen, welchen die Natur Geschmack und Schönheitssinn gegeben, verleiht eine solche geringe Nachlässigkeit in der Kleiduug einen eigenartigen Reiz. Wenigstens konnte Ognew, wenn er an die hübsche Werotschka dachte, sich dieselbe nie vorstellen ohne breite Blouse, welche sich an der Taille in tiefe Falten legte und doch den Körper nicht berührte, ohne Locke, welche aus der hohen Coiffüre auf die

Stirn herabfiel, ohne das rothe, gestrickte Tuch mit den wolligen Kügelchen an den Rändern, welches Abends schlaff von Werotschkas Schulter herabhing, wie eine Flagge bei ruhigem Wetter, am Tage aber zusammengerollt neben den Hüten der Herren im Vorzimmer lag, oder auf dem Kasten im Speisezimmer, wo die alte Katze auf demselben schlief. Dieses Tuch und die Falten der Blouse schienen von ungebundener Trägheit, von Häuslichkeit, von Gutmüthigkeit zu reden. Möglich daß, da Wera dem Ognew gefiel, er aus jedem Saum etwas Warmes, Gemüthvolles, Naives, Gutes und Poetisches herauslesen konnte, alles das, was eben denjenigen Frauen, die gemüthlos, allen Gefühls für Schönheit bar und kalt sind, abgeht.

Werotschka war gut gebaut, hatte ein regelmäßiges Profil und hübsches, lockiges Haar. Ognew, der in seinem Leben wenig Frauen gesehen hatte, erschien sie als eine Schönheit.

„Ich fahre fort!“ sagte er, indem er bei der Gartenpforte von ihr Abschied nahm. „Sagen Sie mir nichts Böses nach. Und Dank für Alles!“

In demselben singenden, seminaristischen Tonfall, in welchem er mit dem alten Manne gesprochen, ebenso blinzelnd und mit den Schultern zuckend, hub er an, Wera für Gastfreundschaft, Freundschaftsbezeugungen und Herzlichkeit zu danken.

„Von Ihnen habe ich meiner Mutter in jedem Briefe geschrieben," sprach er. „Wenn Alle so wären wie Sie und Ihr Vater, so würd' es in der Welt kein rechtes Leben sein, sondern ein ewiges Feiern. Bei Ihnen hier sind alle Menschen herrlich! Alle sind schlicht, herzlich, innig."

„Wohin fahren Sie nun?" fragte Wera.

„Jetzt fahre ich zu meiner Mutter nach Orel, ich werde bei ihr ungefähr zwei Wochen bleiben, und alsdann geht's nach Petersburg an die Arbeit."

„Und dann?"

„Dann? Den ganzen Winter werde ich arbeiten, im Frühling aber mache ich mich wieder auf und bereise irgend einen Kreis, um Material zu sammeln. Doch, — ich wünsche Ihnen viel Glück, Gott schenke Ihnen noch hundert Lebensjahre. . . . . Sagen Sie mir nichts Böses nach. Wir werden uns wohl nicht wiedersehen."

Ognew beugte sich und küßte Werotschkas Hand. Dann rückte er in schweigsamer Aufwallung der Gefühle seinen Mantel zurecht, faßte bequemer das Packet Bücher, schwieg eine Weile und sagte:

„Wie viel Nebel hier heute ist!"

„Ja. Haben Sie aber nichts bei uns vergessen?"

„Was könnt's sein? Wie mir scheint nichts. . ."

Einige Secunden stand Ognew schweigend da, dann

wandte er sich ungeschickt zur Gartenthür und trat aus dem Garten hinaus.

„Warten Sie doch ein wenig, ich werd' Sie bis zu unserm Walde begleiten," sagte Wera, indem sie ihm folgte.

Sie gingen den Weg entlang. Jetzt begrenzten die Bäume nicht mehr die weite Ebene, und man konnte sowohl den Himmel als auch in die Ferne sehen.

Wie von einem Schleier verdeckt, hüllte sich die Natur in einen durchsichtigen, weißen Dunst, durch welchen fröhlich ihre Schönheit hindurchblickte; der dichtere und weißere Nebel legte sich ungleichmäßig um die Heuschober und Sträucher oder irrte in dichten Massen über den Weg, drückte sich an der Erde und suchte offenbar die weite Ferne nicht zu verdecken. Durch den Dunst war bis zum Walde hin der ganze Weg sichtbar mit seinen Gräben an den Seiten und mit den Sträuchern, welche in den Gräben wuchsen, und welche die Nebelwolken am Wandern hinderten. Eine halbe Werst von der Gartenthür entfernt dunkelte der Saum des Kusnezowschen Waldes.

„Weshalb ist sie wohl mit mir gegangen? Ich werde sie ja zurück begleiten müssen!" dachte Ognew; doch als er Weras Profiel betrachtete, lächelte er zärtlich und sagte: „Man hat wenig Lust abzureisen

bei so schönem Wetter! Der Abend ist wahrhaft romantisch mit dem Mond, mit der Stille, mit allem Zubehör. — Wissen Sie was, Wera Garilowna, obgleich ich doch schon neunundzwanzig Jahre lebe, habe ich doch bisher noch nie einen Roman gehabt. Das ganze Leben — kein einziges romantisches Erlebniß, so daß ich von einem Rendezvous, von Seufzeralleen und Küssen nur vom Hörensagen Etwas weiß. Das ist unnormal! In der Stadt, wenn man in seinem Zimmer sitzt, merkt man gar nicht diesen Mangel, aber hier, in freier Luft empfindet man denselben heftig! Man fühlt sich gekränkt!"

„Wie kommt denn das?"

„Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich habe ich zeitlebens dazu keine Zeit gehabt; möglich auch, daß es mir nicht passirt ist, mit solchen Frauen zusammenzukommen, die . . . . . Ueberhaupt habe ich wenig Bekannte, ich verkehre nirgends . . ."

Etwa dreihundert Schritte gingen die jungen Leute schweigend. Ognew sah auf Werotschkas unbedeckten Kopf und auf das Tuch, und in seiner Seele erstanden die Frühlings- und Sommertage, einer nach dem anderen; das war die Zeit, in welcher er, fern von seinem freudlosen Petersburger Stübchen, sich der Freundschaftsbezeugungen guter Menschen, der Natur und der geliebten Arbeit erfreute, ohne

zu bemerken, wie immer wieder die Morgenröthe die Abendröthe ablöste, und wie ein Sänger nach dem andern, das Ende des Sommers verkündend, zu singen aufhörte: zuerst die Nachtigall, dann die Wachtel und ein wenig später der Wiesenschnarrer. Die Zeit flog dahin, somit war das Leben gut und leicht . . .

Er begann davon zu reden, mit welcher Unlust er, der weder reich noch an's Reisen und an den Umgang mit Menschen gewöhnt sei, Ende April in's N—sche Gouvernement reiste, wo er Langeweile, Einsamkeit und Gleichgültigkeit der Statistik gegenüber anzutreffen meinte, welche Wissenschaft, seiner Ansicht nach, jetzt die hervorragendste Stelle unter allen Wissenschaften einnahm. Als er an einem Aprilmorgen im Gouvernementsstädtchen N. — anlangte, quartierte er sich im Wirthshaus des Altgläubigen Rjabuchin ein, wo man ihm für 20 Kopeken täglich ein helles, reines Zimmer unter der Bedingung gab, daß er nur auf der Straße rauchen dürfe. Nachdem er ausgeruht und sich erkundigt hatte, wer im Gouvernement der Vorsitzende der Landschaftsverwaltung sei, machte er sich ohne zu zaudern zu Fuß zu Gawril Petrowitsch auf. Er mußte vier Werst über üppige Fluren und durch junge Wälder gehen. Ueber den Wolken, die Luft mit silbernen Klängen erfüllend,

flogen die Lerchen; über die grünenden Aecker aber zogen die Kraniche, gemessen und würdevoll die Flügel schwingend, dahin.

„Herr Gott!“ staunte Ognew. „Ist's möglich, daß man hier immer solche Luft athmet, oder duftet es hier nur heute so, zu Ehren meiner Ankunft?“ Da er einen trockenen, geschäftsmäßigen Empfang erwartet hatte, so trat er unfrei zu Kusnezows ein, indem er mißtrauisch emporsah uud verlegen an seinem Bart zupfte. Der alte Mann furchte anfänglich die Stirn und konnte nicht verstehen, zu welchem Zweck dem jungen Manne und seiner Statistik die Landschaftsverwaltung nöthig sei, als aber Ognew ihm eingehend erklärt hatte, was statistisches Material sei und wo dasselbe gesammelt werde, da belebte sich Gawril Petrowitsch, begann zu lächeln und mit knabenhafter Neugier in die Hefte zu blicken. . . . . Am Abend desselben Tages saß Iwan Alexeitsch schon im Kusnezowschen Hause beim Abendessen, legte sich vom starken Liqueur einen Rausch an und fühlte beim Anblick der ruhigen Gesichter und der trägen Bewegungen seiner neuen Bekannten im ganzen Körper eine solche süße, traumhafte Trägheit, bei welcher man gerne schläft, sich streckt, lächelt. . . . . Seine neuen Bekannten aber betrachteten ihn wohlwollend und fragten, ob sein Vater und seine Mutter noch

lebten, wie viel er sich monatlich erarbeitete, ob er oft die Theater besuche. . . .

Ognew erinnerte sich seiner Fahrten in die einzelnen Bezirke, der Pikniks, des Fischfangs, der Fahrt der ganzen Gesellschaft ins Jungfrauenkloster zur Aebtissin Martha, welche jedem der Gäste einen Perlenbeutel gab, der hitzigen, nie enden wollenden, echt russischen Disputationen, bei welchen die Streitenden eifern und mit der Faust auf den Tisch schlagen, einander nicht verstehen und sich ins Wort fallen, ohne zu merken, daß sie sich selbst mit jedem Satz widersprechen und alle Augenblicke das Thema wechseln; und bei welchen die Streitenden nach zwei- bis dreistündlicher Debatte lachend sagen: „Der Teufel mag's wissen, weshalb wir den Streit begannen! Wir begannen mit der Gesundheit und endigten mit dem Tode!"

„Erinnern Sie sich noch, wie ich, Sie und der Doctor nach Schestowo fuhren?" sagte Jwan Alexeitsch zu Wera, indem sie zum Walde herantraten. „Damals kam uns ein Blödsinniger entgegen. Ich gab ihm einen Fünfer, er bekreuzte sich dreimal und warf meine Münze in's Korn. O Gott, wie viele Eindrücke nehme ich mit, so viele, daß, wenn man dieselben in eine compacte Masse fassen könnte, man ein großes Stück Gold erhalten würde Ich kann's

nicht verstehen, warum kluge und gefühlvolle Menschen sich in die Hauptstädte drängen und nicht hierher kommen? Ist denn auf dem Newsky und in den großen feuchten Häusern mehr Freiheit und Wahrheit als hier? Factisch, mir erschien es immer als ein Vorurtheil, wenn man den möblirten Zimmern, die mit Künstleru, Gelehrten und Journalisten angefüllt sind, den Vorzug gab."

Zwanzig Schritte vom Walde entfernt befand sich eine kleine, schmale Brücke, welche Pfosten an den Ecken hatte und zur Zeit der Abendspaziergänge den Kusnezows und deren Gästen als Station diente. Von hier aus konnte man das Echo necken und sehen, wie der Weg im Waldesgrund verschwand.

„Nun, hier ist die Brücke!" sagte Ognew. „Hier müssen Sie umkehren . . ."

Wera blieb stehen und athmete tief. „Wollen wir uns setzen," sagte sie, indem sie sich auf einen Pfosten setzte. „Vor der Abreise, wenn man Abschied nimmt, setzt man sich doch gewöhnlich."

Ognew ließ sich neben ihr nieder, auf sein Packet Bücher gestützt, und fuhr fort zu reden. Sie athmete schwer, in Folge des Ganges, und blickte nicht auf Iwan Alexeitsch, sondern zur Seite, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte. „Und nach zehn Jahren

begegnen wir uns vielleicht eines schönen Tages," sprach er. „Wie werden wir dann sein? — Dann sind Sie die ehrwürdige Mutter einer Familie, ich aber der Autor eines ehrwürdigen, von niemand begehrten statistischen Werkes, das so dickleibig ist, als enthalte es vierzigtausend Bände. Dann begegnen wir uns und gedenken der alten Zeit. . . . . Jetzt empfinden wir das Gegenwärtige, es erfüllt und erregt uns, dann aber bei der Begegnung werden wir uns weder des Datums, noch des Monats, noch selbst des Jahres entsinnen, da wir zum letzten male uns auf dieser Brücke sahen. Sie werden sich vielleicht in Ihrem tiefsten Innern verändern. . . . . Was meinen Sie, werden Sie sich wohl verändern?"

Wera zuckte zusammen und wandte ihr Gesicht ihm zu.

„Was?" fragte sie.

„Ich habe Sie doch eben gefragt . . ."

„Entschuldigen Sie, ich habe nicht gehört, was Sie gesprochen."

Jetzt erst bemerkte Ognew eine Veränderung an Wera. Sie war bleich, ihr Athem flog, und das Fieberhafte desselben theilte sich mit ihren Händen, ihren Lippen, ihrem Kopf, und aus der Coiffüre fielen zwei Locken heraus, und nicht nur eine wie sonst.

Augenscheinlich vermied sie es, ihm in die Augen zu sehen, und da sie ihre Aufregung zu verdecken suchte, so rückte sie bald ihren Hemdkragen zurecht, der scheinbar ihr in den Hals schnitt, bald zog sie das rothe Tuch von einer Schulter auf die andere.

„Ihnen ist wohl kalt?" sagte Ognew. „Im Nebel zu sitzen, das ist nicht sehr gesund. Erlauben Sie, daß ich Sie nun nach Hause begleite."

Wera schwieg.

„Was ist Ihnen?" fragte lächelnd Iwan Alexeitsch. „Sie schweigen und geben keine Antwort? Sind Sie krank oder böse? Wie?"

Wera preßte ihre Handfläche kräftig an die Wange, welche Ognew zugekehrt war, und entfernte gleich darauf hastig die Hand.

„Eine schreckliche Lage . . ." hauchte sie, indem sich ein heftiger Schmerz in ihrem Gesichte zeigte. „Schrecklich!"

„Inwiefern schrecklich?" fragte Ognew achselzuckend und ohne sein Staunen zu verbergen. „Was giebt es?"

Noch immer schwer athmend und mit den Schultern zuckend, kehrte Wera ihm den Rücken zu, schaute etwa eine halbe Minute in den Himmel und sagte: „Ich muß mit Ihnen sprechen, Iwan Alexeitsch."

„Ich höre."

„Das wird Ihnen vielleicht eigenartig erscheinen, Sie werden staunen, mir ists aber gleich. . . .“

Ognew zuckte nochmals die Achseln und war ganz Ohr.

„Das ist's . . .“ begann Werotschka, indem sie das Köpfchen senkte und an einer Kugel des Tuches zupfte. „Sehen Sie, was ich . . . . was ich sagen wollte. . . . Es wird Ihnen sonderbar und dumm erscheinen. . . . Doch ich kann's nicht mehr . . .“

Weras Rede ging in ein unklares Murmeln über und brach plötzlich in ein Schluchzen aus.

Das Mädchen bedeckte mit dem Tuch das Gesicht, beugte sich noch tiefer vor und weinte bitterlich. Iwan Alexeitsch räusperte sich verwirrt, und indem er staunte und nicht wußte, was er reden und thun sollte, blickte er hoffnungslos um sich. Er war so wenig gewöhnt, Schluchzen zu vernehmen und Thränen zu sehen, daß ihm selbst nun die Augen naß wurden.

„Nun, das fehlt noch!“ murmelte er verwirrt.

„Wera Gawrilowna, es fragt sich, was soll das? Meine Liebe, Sie . . . Sind Sie krank? Oder hat Sie jemand beleidigt? Sagen Sie es mir, vielleicht kann ich . . . vermag ich zu helfen. . . .“

Als er, indem er sie zu trösten suchte, sich erlaubt hatte, ihr die Hände vorsichtig vom Gesicht zu entfernen, lächelte sie ihn unter Thränen an und sagte:

„Ich . . . ich liebe Sie!“

Diese einfachen, alltäglichen Worte wurden von ihr mit ganz gewöhnlicher Betonung ausgesprochen, Ognew aber wandte sich in heftiger Verwirrung von Wera ab und verspürte sofort nach Bekämpfung der Verwirrung einen Schreck.

Die Wehmuth, Wärme und sentimentale Stimmung, die durch das Abschiednehmen und den Liqueur in ihm sich geltend gemacht, verschwanden plötzlich, indem sie einem unangenehmen Gefühl des Unbehagens den Platz räumten. Ihm wars, als drehe sich ihm das Herz im Leibe um, er blickte scheu auf Wera, und nun, da sie ihm ihre Liebe gestanden, schien sie ihre Unnahbarkeit verloren zu haben, welche das Weib so hold schmückt, sie erschien ihm kleiner von Wuchs, schlichter, weniger anziehend.

„Was ist das?“ fragte er sich entsetzt. „Doch ich . . . ich liebe sie doch — oder nicht? — Das ist ein Räthsel!“

Sie aber, nachdem das Wichtigste und Schwerste endlich gesagt war, athmete leicht und frei. Sie hatte sich auch erhoben und begann, Iwan Alexeitsch gerade ins Gesicht schauend, schnell, unaufhaltsam und leidenschaftlich zu reden.

Wie ein Mensch, der plötzlich erschreckt worden, sich in späterer Zeit der Aufeinanderfolge der Laute nicht entsinnen kann, die mit der Katastrophe im Zu-

sammenhang standen, welche ihn überraschte, so entsinnt sich auch Ognew weder der Ausdrücke noch der Phrasen der Wera. Er erinnert sich nur des Inhalts ihrer Rede, ihrer selbst und des Gefühls, das ihre Rede in ihm wachrief. Er erinnert sich der gedrückten, vor Erregung ein wenig unsicheren Stimme und der ungewöhnlichen Musik und Leidenschaftlichkeit der Intonation.

Weinend, lachend, mit leuchtenden Thränen auf den Wimpern sagte sie ihm, daß er schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft auf sie Eindruck gemacht durch seine Originalität, seinen Verstand, seine guten, klugen Augen, seine Lebensaufgaben und Ziele; daß sie ihn liebgewonnen, leidenschaftlich, unsinnig und tief; daß sie jedes Mal, wenn sie im Sommer aus dem Garten ins Haus trat und im Vorzimmer seinen Mantel sah oder von weitem seine Stimme hörte, im Vorgefühl des Glückes ihr Herz erschauern fühlte; daß selbst seine leicht hingeworfenen Witze sie zum Lachen reizten, und daß sie in jeder Ziffer seiner Hefte etwas ungewöhnlich Verständiges und Großartiges sah, ja daß sein knorriger Stock ihr schöner als die Bäume erschien.

Und der Wald und die Nebelwolken und die dunklen Gräben zu beiden Seiten des Weges schienen ganz stille geworden zu sein, indem sie ihr lauschten,

in Ognews Seele aber stieg etwas Schlechtes, etwas Eigenthümliches auf. . . . Als Wera ihm ihre Liebe gestand, da war sie bezaubernd schön, sie sprach auch schön und leidenschaftlich, er verspürte aber dabei keine Wonne, keine volle Lebensfreudigkeit, wie er es gewünscht hätte; in ihm war nur eine Regung des Mitgefühls Wera gegenüber, Schmerz und Mitleid darüber, daß ein guter Mensch seinetwegen litt. Gott allein mag es wissen, sprach in ihm jetzt die trockene Bücherweisheit oder die unüberwindliche Objectivität, die so oft den Menschen das Leben verbittert, doch Weras Begeisterung und Leiden kam ihm übertrieben und nicht ernst zu nehmen vor. Gleichzeitig lehnte sich aber in ihm ein Gefühl auf, welches hm zuraunte, daß Alles, was er jetzt sehe und höre, vom Standpunkt der Natur und des persönlichen Glückes aus betrachtet, viel ernster als alle Statistik, als alle Werke, als alle Wahrheit sei. . . . Und er ärgerte sich über sich selbst und beschuldigte sich, obgleich er sich eigentlich darüber nicht klar war, worin seine Schuld bestehe. . . .

Und die Krone vom Gefühl des Unbehagens war, daß er nicht wußte, was er sagen sollte; und reden mußte er unbedingt. Zu sagen: „Ich liebe Sie nicht" — das ging über seine Kraft, und zu sagen: „Ja" — das vermochte er nicht; denn ob er sein Inneres auch

noch so ernstlich durchforschte, — er fand kein Fünkchen Liebe in demselben. . . .

Er schwieg, sie aber sprach indessen darüber, daß es für sie kein höheres Glück gebe, als ihn zu sehen, ihm zu folgen und — wenns auch gleich sein sollte, sie ginge, wohin er wollte — seine Frau, seine Gehilfin zu sein, daß, wenn er nun fortgehe, sie vor Leid sterbe.

„Ich kann hier nicht bleiben," sagte sie händeringend. „Mir ist dieses Haus, dieser Wald, diese Luft überdrüssig. Ich kann die beständige Ruhe und das ziellose Leben nicht ertragen, ich mag sie nicht leiden, unsre farblosen und alltäglichen Menschen, welche alle einer dem andern gleichen wie Wassertropfen! Alle sind sie herzlich und gut, weil sie satt sind, sie leiden nicht, sie kämpfen nicht. . . . Ich aber will in jene großen, feuchten Häuser, wo man leidet und von Arbeit und Noth niedergedrückt wird. . . ."

Auch dieses erschien Ognew übertrieben und nicht ernst zu nehmen. Als Wera geendet, wußte er noch immer nicht, was er sagen sollte, doch schweigen durfte er nicht länger, und er begann zu murmeln:

„Ich, Wera Gawrilowna, bin Ihnen sehr dankbar, obgleich ich es wohl empfinde, daß ich durch nichts ein solches . . . Gefühl Ihrerseits verdient habe. Dann muß ich Ihnen, als ehrlicher Mensch,

sagen, daß .... daß das Glück auf dem Gesetz des Gleichgewichts beruht, d. h. wenn von beiden Seiten die gleiche Liebe ..."

Doch sofort schämte sich Ognew seiner Worte und schwieg. Er fühlte, daß in diesem Augenblick sein Gesicht dumm, schuldig, armselig aussehen mußte, daß es einen gezwungenen Ausdruck hatte. ...

Wera hatte wahrscheinlich die Wahrheit in seinem Gesicht zu lesen vermocht; denn sie wurde plötzlich ernst, bleich und ließ das Köpfchen hängen.

„Entschuldigen Sie," stotterte Ognew, da er das Schweigen nicht ertragen konnte. „Ich verehre Sie so sehr, daß ... es mir leid thut!"

Wera wandte sich schnell um und ging eilend zum Herrenhause. Ognew folgte ihr.

„Nein, 's ist nicht nöthig", sagte Wera mit der Hand abwehrend. „Folgen Sie mir nicht, ich gehe allein nach Hause. ...."

„Nein, wie's auch sei .... das geht nicht, ich muß Sie begleiten."

Was auch nur Ognew sprach, Alles bis auf das letzte Wort erschien ihm widerwärtig und platt. Das Gefühl der Schuld wuchs in ihm mit jedem Schritt. Er ärgerte sich, ballte die Fäuste und verfluchte seine Kälte und Ungeschicklichkeit im Verhalten Frauen gegenüber. Da er sich zu erregen strebte, betrachtete

er den schönen Wuchs der Werotschka, ihre Flechten, die Spuren, welche ihre kleinen Füße auf dem staubigen Wege zurückließen, dachte er ihrer Worte und Thränen; doch das Alles stimmte ihn mitleidig, erregte ihn aber nicht.

„Ach, man kann ja nicht jemand gezwungen lieb gewinnen!" suchte er sich selbst zu überzeugen und dachte zugleich: „Wann aber werde ich ungezwungen lieben? Ich bin ja schon dreißig Jahre alt. Liebenswürdigere Frauen als Wera habe ich nie getroffen und treffe ich nie. Es ist schlimm, wenn man mit dreißig Jahren bereits alt ist!"

Wera ging vor ihm immer schneller und schneller, ohne sich umzusehen und gesenkten Kopfes. . . . Ihm schien's, als sei sie vor Kummer kleiner und schmalschultrig geworden.

„Ich kann es mir denken, was jetzt in ihrer Seele vorgeht," dachte er, indem er auf ihren Rücken sah. „Wahrscheinlich fühlt sie so heftig Scham und Schmerz, daß sie sogar zu sterben bereit wäre! O Gott, wie viel Leben, Poesie und tiefer Sinn ruht in diesem Allen, einen Stein könnt' es erbarmen . . . ich aber bin dumm und ungeschickt! . . . Hören Sie, Wera Gawrilowna!" entrang es sich ihm gegen seinen Willen. „Denken Sie nicht, daß ich . . . daß ich . . ."

Ognew wurde verlegen und schwieg endlich ganz. Bei der Gartenthür sah ihn Wera flüchtig an und ging vornübergebeugt, sich in ihr Tuch hüllend, eilig die Allee hinab.

Iwan Alexeitsch blieb allein. Als er zum Walde zurückkehrte, ging er langsam; er blieb alle Augenblicke stehen und sah sich nach der Gartenthür um, mit einer Haltung in seiner ganzen Gestalt, als traue er sich selbst nicht.

Er suchte mit den Augen Weras Fußspuren und konnte es gar nicht glauben, daß das Mädchen, welches ihm so sehr gefiel, ihm ihre Liebe gestanden, und daß er sie so ungeschickt und grob abgewiesen

Zum ersten Male im Leben erfuhr er es thatsächlich, wie wenig ein Mensch von seinem freien Willen abhängt, und erfuhr es an sich selbst, daß ein braver und herzlicher Mensch manchmal unabsichtlich seinem Nächsten schwere und unverdiente Leiden zufügt.

Sein Gewissen verursachte ihm Schmerzen; und als Wera seinem Blick entrückt war, schien's ihm, als habe er etwas überaus Theueres, was er nie wiedergewinnen werde, verloren. Er fühlte, daß ein Theil seiner Jugend entschwunden war, und daß die letzten Augenblicke, die er fruchtlos verbracht, nie wiederkehren würden.

Als er zur Brücke kam, blieb er stehen und sann nach. Er wollte den Grund seiner sonderbaren Kälte finden. Daß dieselbe nicht von außen auf ihn einwirkte, sondern in ihm lag, das sah er klar ein. Ehrlich sagte er sich, daß das nicht Verstandeskälte, mit welcher kluge Leute Staat zu machen suchen, nicht die Kälte eines egoistischen Narren sei, sondern einfach eine völlige Kraftlosigkeit der Seele, das Unvermögen, die Schönheit tief zu erfassen, und ein frühes Altsein, das durch die Erziehung, durch die Nahrungssorgen, durch das Chambregarnieleben hervorgerufen worden.

Von der Brücke ging er langsam, fast widerwillig in den Wald. Hier im nächtlichen Dunkel, wo bald an der einen, bald an der andern Stelle der Schein des Mondes aufleuchtete, wo ihn nur seine eignen Gedanken verfolgten, hatte er den sehnlichen Wunsch, das Vergangene zurückzubeschwören.

Und Iwan Alexeitsch erinnert sich, daß er umkehrte. Indem er sich durch Erinnerungen zu erregen suchte, gewaltsam Wera's Bild in seiner Phantasie erweckte, ging er schnellen Schrittes zum Garten. Auf dem Wege und im Garten gab es keinen Nebel mehr, und der helle Mond sah blank vom Himmel herab; nur im Osten war es voll Nebelduft und bewölkt.

Ognew erinnert sich seiner vorsichtigen Schritte, der dunklen Fenster, des starken Dufts des Heliotrop

und der Reseda. Der bekannte Karo wedelte freundlich mit dem Schwanz, kam zu ihm heran und beroch seine Hand. Das war das einzige lebende Wesen, welches sah, wie er zweimal um's Haus ging, wie er bei Weras dunklem Fenster stehen blieb, und wie er, indem er mit der Hand eine abwehrende Bewegung machte, mit einem tiefen Seufzer den Garten verließ.

Eine Stunde später war er im Städtchen; und ermüdet, wie zerschlagen lehnte er sich mit seinem ganzen Körper und mit seinem heißen Gesicht an die Pforte des Wirthshauses, wo er den Klopfer in Bewegung setzte.

Irgendwo in der Stadt bellte ein aus dem Schlaf aufgefahrener Hund, und wie eine Antwort auf das Klopfen ertönten unweit der Kirche Schläge gegen eine Gußeisenplatte.

„Du bummelst auf der Straße umher," brummte der altgläubige Wirth in langem, fast einem Frauenhemd ähnlichen Gewand, indem er die Pforte öffnete. „Statt zu bummeln solltest Du beten. . . ."

Als Iwan Alexeitsch ins Zimmer getreten war, ließ er sich auf sein Bett nieder und sah lange — lange ins Feuer, dann schüttelte er den Kopf und begann seine Sachen einzupacken. . . .

Ueber's Ziel geschossen.

Der Landmesser Gleb Gawrilowitsch Smirnow langte auf der Station „Gniluschki“ an. Bis zu dem Gut, wohin er zum Landmessen berufen war, hatte er noch dreißig bis vierzig Werst zurückzulegen. Wenn der Kutscher nicht betrunken ist und die Pferde keine Schindmähren sind, dann ist eine Fahrt von dreißig Werst nicht der Rede werth; hat der Kutscher aber einen Kater und sind die Pferde abgemattet, so glaubt man volle fünfzig Werst zu fahren.

„Sagen Sie, bitte, wo kann ich Postpferde erhalten?“ wandte sich der Landmesser an den Gendarmen der Station.

„Was für Pferde? Postpferde? Hier ist zehn Werst in der Runde kein Hund, den man vorspannen könnte, aufzutreiben, geschweige denn Postpferde. . . . Doch wohin wollen Sie fahren?“

„Nach Dewkino, aufs Gut des Generals Hohotow.“

„Nun was?“ gähnte der Gendarm. „Gehen Sie

hinter das Stationsgebäude, dort auf dem Hofe sind manchmal Bauern, mit denen fahren die Passagiere.

Der Landmesser seufzte und schlenderte hinter das Stationshaus.

Dort fand er nach vielem Suchen, Reden und Fragen einen kerngesunden, finsteren, pockennarbigen Bauern, der, unbeweglich wie eine Salzsäule, in zerrissenes grobes Tuch gehüllt und in Bastschuhen dastand.

„Der Teufel mag's wissen, was für einen Wagen du hast!" sagte stirnrunzelnd der Landmesser, als er in den Wagen stieg. „Man kann's nicht verstehen, wo der Hintertheil und wo der Vordertheil ist. . ."

„Was ist hier zu verstehen?! Wo der Schweif des Pferdes ist, da ist der Vordertheil, wo aber Eure Gnaden sitzen, da ist der Hintertheil. . ." Das Pferdchen war jung, nicht mager, breitbeinig und mit von Fliegen zerbissenen Ohren. Als der Kutscher sich aufrichtete und demselben mit der aus Strick verfertigten Peitsche einen Schlag versetzte, schüttelte es nur den Kopf, als er es aber ausgescholten und nochmals geschlagen, da stöhnte und bebte der Wagen, als läge er im Fieber. Nach dem dritten Schlage schwankte der Wagen, nach dem vierten bewegte er sich fort.

„Werden wir so den ganzen Weg fahren?" fragte der Landmesser, indem er eine starke Erschütterung

verspürte und sich darüber wunderte, daß die russischen Fuhrleute das Talent besitzen, solche Fahrten im Schneckengang mit Erschütterungen, die Leib und Seele zu trennen drohen, zu veranstalten.

„Werden schon anlangen!“ beruhigte der Fuhrmann, ’s ist eine Stute jung und flink. . . Kommt sie mal ins Laufen, so ist später kein Halt mehr. .. Nun, verdammtes Vieh!“

Als der Wagen die Station verlassen, dämmerte es. Rechts vom Landmesser breitete sich eine dunkle, gefrorene Ebene aus, die kein Ende zu nehmen schien. . . . . Wenn man dieselbe entlang fährt, geräth man gewiß in des Teufels Klauen. Am Horizont, wo die Ebene verschwand und sich mit dem Himmel vereinigte, verglühte langsam das kalte Abendroth des Herbstes. . . . . Links vom Wege erhoben sich Hügel in der dunkelnden Luft, halb wie Heuschober des vergangenen Jahres, halb wie ein Dorf erscheinend. Was vorn war, konnte der Landmesser nicht sehen, da nach dieser Seite hin der breite, ungeschlachte Rücken des Fuhrmanns den ganzen Gesichtskreis verdeckte. . . . . Es war still, aber kalt, ja es fror. „Welch eine Einöde!“ dachte der Landmesser, indem er seine Ohren mit dem Kragen des Mantels bedeckte. — „Weit und breit kein Haus und keine Hütte! Wenn man mich nun überfällt und beraubt, kein Mensch

erfährt davon, und wenn ich auch Kanonen abfeuerte. . . . Und auch der Fuhrmann ist unzuverlässig. . . . . Sieh mal an, was für ein großer Rücken! Es braucht einen solch ein Naturkind nur mit dem Finger zu berühren, so ist man hin. Und ein thierisches, verdächtiges Maul hat er!"

„Hör' mal, mein Lieber, wie heißest Du?" fragte der Landmesser.

„Ich? — Ich heiße Klim."

„Sag', Klim, wie ist es hier bei Euch? Ist's nicht unsicher? Giebt's keine Ueberfälle?"

„Nein, Gott war mir immer gnädig. . . . Wer soll hier auch Ueberfälle machen?"

„Das ist gut, daß keine Ueberfälle vorkommen. . . . Doch habe ich auf alle Fälle drei Revolver mitgenommen," log der Landmesser. „Und mit einem Revolver ist, wie Du weißt, nicht zu spaßen. Mit zehn Räubern kann man fertig werden."

Es war dunkel geworden. Der Wagen hub plötzlich zu knarren, zu quiken, zu beben an und bog, scheinbar widerwillig, nach links ab.

„Wohin führt er mich nun?" dachte der Landmesser. „Er fuhr immer geradeaus, und nun plötzlich nach links. Es kann ja sein, daß mich der Nichtswürdige in irgend eine Spelunke bringt und . . . und . . . Es kommt ja Allerlei vor!" — „Hör' mal,"

wandte er sich an den Fuhrmann. „Somit meinst Du, daß es hier nicht unsicher sei? Das ist schade. . . Ich hab's gern, das Kämpfen mit den Räubern. . . . Ich bin scheinbar mager und kränklich, Kraft aber habe ich so viel wie ein Ochs. . . . Einst überfielen mich drei Räuber. . . Nun, was glaubst Du? — Den Einen schlug ich so nieder, daß . . . daß er den Geist aufgab, die beiden Anderen wurden mit meiner Hülfe nach Sibirien zur Zwangsarbeit abgesandt. . . . Und von wo mir diese Kraft kommt, ich weiß es nicht. . . . Ich packe solch einen kraftstrotzenden Kerl, wie Du es bist . . . . und drehe ihm den Hals um."

Klim sah sich nach dem Landmesser um, zog das Gesicht in Falten und versetzte dem Pferde einen Schlag.

„Ja, Bruder . . ." fuhr der Landmesser fort. „Gott bewahre davor, mit mir in Händel zu gerathen. Es ist nicht genug, daß der Räuber Hände und Füße verliert, er wird sich auch noch vor dem Gericht zu verantworten haben. Ich bin mit allen Richtern und Ordnungsrichtern bekannt. Ich bin ein dem Staate wichtiger, unentbehrlicher Mensch. . . . Ich reise nun hier, der Verwaltung aber ist es bekannt . . . und sie achtet sorgsam darauf, daß mir niemand etwas Böses zufügt. . . . Ueberall den Weg entlang sind Polizisten und Dorfälteste hinter Sträuchern versteckt . .

Halt!“ schrie plötzlich der Landmesser. „Wohin fährst Du? Wohin fährst Du mich?“

„Ja, sehen Sie das nicht, ’s ist doch der Wald!“

„Thatsächlich ’s ist der Wald . . .“ dachte der Landmesser. „Und ich erschrak ganz ohne Grund. Doch ich muß meine Aufregung zu verbergen suchen. . . Er hat schon bemerkt, daß ich ängstlich bin. . . . Warum sieht er sich wohl so oft nach mir um? Gewiß ersinnt er etwas Böses, der Verfluchte. . . . Anfänglich fuhr er langsam, langsam, Schritt für Schritt, jetzt aber saust er dahin!“ —

„Hör’ mal, Klim, weshalb treibst Du Dein Pferd an?“

„Ich treib’s gar nicht an. Es ist von selbst in Schuß gerathen. . . . Ist es mal ins Laufen gerathen, so bringt man es auf keine Weise zum Stehen. Es ist ja selbst nicht froh, daß es solche Beine hat.“

„Du lügst, Bruder! Ich merk’ es, daß Du lügst! Nur kann ich Dir dazu nicht rathen, schnell zu fahren. . . Ziehe die Zügel straffer an. . . . Hörst Du’s? Halte fest!“

„Weshalb?“

„Aber deshalb . . . . deshalb, weil von der Station aus vier meiner Kameraden hinter mir herfahren. Sie müssen uns einholen. Sie versprachen, mich gerade in diesem Walde einzuholen . . . . Es

wird viel lustiger sein, mit ihnen zusammen zu fahren. . . Es sind starke, kräftige Leute . . . jeder hat ein Pistol. . . Was siehst Du Dich immer wieder um, und was bewegst Du Dich, als säßest Du auf Nadeln? Was? Ich, Bruder, werde . . . Bruder. . . . Nach mir hast Du Dich gar nicht umzusehen . . . an mir ist nichts Interessantes zu bemerken. . . . Außer vielleicht die Revolver. . . . Bitte, wenn es Dir gefällig ist, so hole ich sie heraus, zeige ich sie Dir. . . Bitte. . ." Der Landmesser stellte sich so, als suche er in seinen Taschen, und in diesem Augenblick geschah das, was er bei all seiner Furchtsamkeit nicht erwarten konnte. . . . Klim fiel plötzlich vom Wagen herab und rannte auf allen Vieren in's Dickicht. „Hülfe!" schrie er. „Hülfe! Nimm, Verdammter, das Pferd und den Wagen, nur tödte mich nicht! Hülfe!"

Schnelle, sich entfernende Schritte, sowie das Knistern des Reisigs wurden hörbar, — und darauf wurde es ganz still.

Der Landmesser, welcher solch eine Reprimande nicht erwartet hatte, brachte vor Allem das Pfer zum Stehen, dann setzte er sich auf dem Wagen bequemer hin und begann nachzudenken. . .

„Er ist fortgelaufen. . . Er erschrak, der Narr. . Nun, was beginne ich nun? Allein weiter fahren

das geht nicht, da ich des Wegs unkundig bin, und überdies kann jemand den Verdacht schöpfen, ich hätte das Pferd gestohlen. . . . Was thun? Klim! Klim!"

„Klim!" antwortete das Echo.

Bei dem Gedanken, daß er die ganze Nacht im dunklen Walde, in der Kälte verbringen und nur die Wölfe heulen, das Echo sowie das Schnauben der ausgehungerten Stute hören werde, fuhr es ihm wie mit einer kalten Säge über den Rücken.

„Klimuschka!" rief er. „Du mein Lieber! Wo bist Du, Klimuschka?"

Zwei Stunden rief der Landmesser, und erst dann, als er heiser geworden und sich mit dem Gedanken, im Walde übernachten zu müssen, ausgesöhnt hatte, trug ein leichter Wind jemandes Stöhnen zu ihm heran.

„Klim! Bist Du das, mein Lieber? Fahren wir weiter!"

„Du er . . . . erschlägst mich!"

„Ich habe ja nur gescherzt, mein Lieber! Gott strafe mich, wenn's nicht so ist, — ich habe gescherzt! Was für Revolver habe ich wohl hier? — Ich log aus Furcht! — Habe die Güte, mit mir weiter zu fahren! Mich friert!"

Klim, der es sich wahrscheinlich überlegt, daß ein Räuber sich wohl längst mit dem Pferde und dem Wagen aus dem Staube gemacht hätte, kam aus dem

Walde hervor und trat unentschlossen zu seinem Passagier heran.

„Nun, weshalb erschrakst Du, Tölpel? Ich . . . ich scherzte, Du aber erschrakst. . . . Steig' auf!"

„Gott sei mit Dir, Herr . . ." brummte Klim, indem er auf den Wagen stieg. „Wenn ich das gewußt hätte, so wäre ich selbst für hundert Rubel nicht gefahren. Vor Schreck wäre ich beinahe gestorben. . . ."

Klim versetzte dem Pferdchen einen Schlag. . . . Der Wagen bebte. . . . Klim schlug es noch ein Mal, und der Wagen schwankte. . . . Nach dem vierten Schlag setzte sich der Wagen in Bewegung; der Landmesser bedeckte die Ohren mit dem Kragen und verfiel ins Sinnen. Der Weg und Klim erschienen ihm nun nicht mehr furchterregend. —

Unglück.

Sophja Petrowna die Frau des Notars Lubjanzew, eine schöne und junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, ging langsam den im Walde ausgehauenen Weg entlang mit ihrem Sommernachbar, dem vereidigten Rechtsanwalt Iljin. Es war fünf Uhr Nachmittags. Ueber dem Waldweg hatten sich weiße, dichte Wolken zusammengeballt; zwischen denselben lugten grell-blaue Stücke des Himmels hervor. Die Wolken waren unbeweglich, als hätten sie sich in die Wipfel der hohen, alten Fichten eingehakt. Es war still und schwül. In der Ferne wurde der Waldweg von einem nicht hohen Eisenbahnwall durchschnitten, auf welchem eben aus unbekannten Gründen ein wachehabender Soldat mit einer Flinte im Arm auf und ab ging. Gleich hinter dem Eisenbahnwall sah man eine Kirche mit sechs Thürmen und mit verrostetem Dach. . . .

„Ich habe es nicht erwartet, Ihnen hier zu begegnen,“ sagte Sophja Petrowna, indem sie zur Erde

sah und die vorigjährigen Blätter mit der Spitze ihres Sonnenschirms berührte, „und jetzt bin ich froh, daß ich Sie hier angetroffen habe. Ich muß mit Ihnen ernst und endgültig sprechen. Ich bitte Sie, Iwan Michailowitsch, wenn Sie mich wirklich lieben und achten, so stellen Sie Ihre Verfolgungen ein! Sie folgen mir wie mein Schatten, sehen mich immer mit sträflichen Blicken an, machen mir Liebeserklärungen, schreiben mir sonderbare Briefe und . . . und ich weiß nicht, wann das Alles enden wird! Was will das werden, Gott, Du mein Gott?"

Iljin schwieg. Sophja Petrowna ging einige Schritte weiter und fuhr fort:

„Und diese völlige Wandlung ging in Ihnen im Laufe zweier oder dreier Wochen vor sich, nach fünfjähriger Bekanntschaft. Ich erkenne Sie nicht, Iwan Michailowitsch!"

Sophja Petrowna warf einen Seitenblick auf ihren Begleiter. Er sah aufmerksam, blinzelnd zu den dichten Wolken empor. Der Ausdruck seines Gesichts war böse, eigensinnig und zerstreut, wie der eines Menschen, welcher leidet und zu gleicher Zeit einen Unsinn anhören muß.

„Es ist zum Staunen, daß Sie das nicht von selbst verstehen können!" fuhr Frau Lubjanzew zu

reden fort, nachdem sie mit den Achseln gezuckt hatte. „Bedenken Sie doch, daß Sie kein schönes Spiel beginnen. Ich bin verheirathet, liebe und achte meinen Mann. . . . Ich habe eine Tochter. . . . Sehen Sie denn das für nichts an? Ueberdies kennen Sie, als mein langjähriger Bekannter, meine Ansicht hinsichtlich der Familie . . . der Grundfesten der Familie überhaupt. . . .“

Iljin räusperte sich ärgerlich und seufzte. „Die Grundfesten der Familie . . . .“ murmelte er. „O, Gott!“

„Ja, ja . . . Ich liebe meinen Mann und achte ihn, und jedenfalls weiß ich den Frieden der Familie zu schätzen. Lieber mag man mich tödten, als daß ich die Ursache des Unglücks meines Andrei und meiner Tochter werde. . . . . Und ich bitte Sie, Iwan Michailowitsch, um Gottes willen, lassen Sie mich in Frieden. Wir wollen, wie früher, gute brave Freunde sein, diese Seufzer aber und dieses Stöhnen, was Ihnen Alles schlecht zu Gesicht steht, das müssen Sie lassen. So sei's entschieden und abgemacht! Nun kein Wort mehr darüber. Sprechen wir nun über was Anderes.“

Sophja Petrowna warf wieder einen Seitenblick auf Iljin's Gesicht. Iljin schaute empor, war blaß und biß sich ärgerlich die Lippen. Der Frau Lubjanzew

war es unverständlich, weshalb er böse und aufgebracht war, seine Blässe aber rührte sie.

„Seien Sie mir nicht böse, wir wollen Freunde bleiben . . . .“ sagte sie zärtlich. „Sind Sie einverstanden? Hier — meine Hand.“

Iljin nahm die kleine, weiche Hand zwischen seine beiden, drückte dieselbe und führte sie langsam zu seinen Lippen.

„Ich bin kein Gymnasiast,“ — murmelte er. „Mich lockt die Freundschaft mit dem geliebten Weibe durchaus nicht.“

„Genug, genug! Es ist entschieden und abgemacht! Wir sind bei der Bank hier angelangt, setzen wir uns. . . .“

Sophja Petrowna's Seele erfüllte nun das Gefühl der Ruhe: das Schwerste und Peinlichste war gesagt, die quälende Frage war entschieden und beantwortet. Jetzt konnte sie leicht athmen und Iljin frei ins Gesicht sehen. Sie blickte auf ihn, und ein egoistisches Gefühl der Ueberlegenheit der geliebten Frau dem Verliebten gegenüber schmeichelte ihr. Es gefiel ihr, daß dieser starke, große Mann mit dem kühnen, finstern Gesicht und mit dem großen schwarzen Bart sich gehorsam neben sie setzte und den Kopf hängen ließ, der Mann, von dem es hieß, daß er

klug, gebildet und talentvoll sei. Zwei bis drei Minuten saßen sie schweigend da.

„Nichts ist noch entschieden und abgemacht . . .“ begann Iljin. „Es klingt so, als läsen Sie mir Vorschriften vor: Ich liebe und achte meinen Mann . . Die Grundfesten der Familie . . . . Das Alles weiß ich selbst und kann Ihnen noch viel Anderes sagen. Wahr und ehrlich bekenne ich Ihnen, daß ich mein Betragen für verbrecherisch und unmoralisch halte. Was soll ich noch sagen? Doch wozu soll man das aussprechen, was Allen bekannt ist? Statt mich mit leeren Redensarten abzufertigen, lehren Sie mich, was ich zu thun habe!“

„Ich habe es Ihnen schon gesagt: reisen Sie fort!“

„Ich bin — Sie wissen es wohl — schon fünf Mal fortgereist und bin jedes Mal auf halbem Wege umgekehrt! Ich kann Ihnen die Billets zeigen, — ich habe sie alle aufbewahrt! Mir fehlt die Kraft, Sie zu fliehen! Ich kämpfe, kämpfe mächtig, doch wozu — der Teufel mag's wissen! — tauge ich wohl, da mir die Festigkeit fehlt, da ich schwach, da ich verzagt bin! Ich vermag mit mir selbst nicht zu kämpfen! Verstehen Sie das? Ich kann's nicht! Ich fliehe von hier, mein innerstes Wesen hält mich aber fest. Diese verächtliche, abscheuliche Kraftlosigkeit!“

Iljin erröthete, erhob sich und ging bei der Bank auf und ab.

„Wie ein Hund werde ich böse!“ brummte er die Fäuste ballend. „Ich hasse und verachte mich! Du mein Gott, wie ein liederlicher Knabe schleppe ich mich hinter einer fremden Frau her, schreibe ich stupide Briefe, demüthige ich mich. . . . Ach!“

Iljin faßte sich an den Kopf, räusperte sich und setzte sich.

„Und dazu kommt noch Ihre Unaufrichtigkeit!“ fuhr er mit Bitterkeit zu reden fort. „Wenn Sie gegen mein unschönes Spiel sind, wozu sind Sie dann hergekommen? Was zog Sie hierher? In meinen Briefen bitte ich Sie nur um ein kategorisches „Ja“ oder „Nein,“ Sie aber, statt mir eine bestimmte Antwort zu geben, arrangieren es immer so, daß Sie mir „zufällig“ begegnen, und speisen mich mit Citaten aus Schreibevorlagen ab!“

Frau Lubjanzew erschrak und erröthete.

Plötzlich überkam sie ein Gefühl des Unbehagens, welches anständige Frauen dann verspüren, wenn man sie zufällig im Negligé antrifft.

„Es scheint mir, daß Sie meinerseits ein Spiel argwöhnen . . . .“ flüsterte sie. „Ich habe Ihnen immer eine bestimmte Antwort gegeben. . . Und auch heute habe ich Sie gebeten!“

„Ach, bittet man denn in solchen Fällen? — Wenn Sie mir einfach gesagt hätten: Gehen Sie fort! — so würde ich schon lange nicht mehr hier sein, das aber haben Sie nie gesagt. Kein einziges Mal haben Sie mir unumwunden geantwortet. Eine eigenthümliche Unentschlossenheit! Bei Gott, entweder Sie spielen mit mir, oder —"

Iljin beendete den Satz nicht und stützte den Kopf auf seine Fäuste.

Sophja Petrowna begann über ihr Betragen von Anfang bis zu Ende nachzusinnen. Sie erinnerte sich dessen, daß ihr allezeit nicht nur in der That, sondern auch in ihren geheimsten Gedanken Iljin's Zuvorkommenheiten unangenehm waren, doch fühlte sie gleichzeitig, daß die Worte des Advocaten einige Wahrheit enthielten. Und da sie nicht klar sah, welcher Art diese Wahrheit sei, so konnte sie, so viel sie auch nachdachte, nichts finden, was sie Iljin auf seine Anklage antworten sollte. Es war ihr peinlich, zu schweigen, und sie sagte achselzuckend:

„Ich bin wohl noch gar Schuld!"

„Ihre Unaufrichtigkeit lege ich Ihnen nicht zur Last," sagte Iljin seufzend. „Das habe ich nur so beiläufig gesagt. . . . Ihre Unaufrichtigkeit ist natürlich, liegt in der Natur der Sache. Wenn alle Menschen

darin übereinkämen und plötzlich aufrichtig würden, so würde ihnen Alles zum Teufel gehen."

Sophja Petrowna war es jetzt nicht um Philosophie zu thun, doch freute sie sich, daß das Gespräch nun eine andre Wendung nehmen konnte, und fragte:

„Aber weshalb denn?"

„Nun deshalb, weil nur die Wilden und die Thiere aufrichtig sind. Da nun einmal die Civilisation solche Luxusartikel, wie z. B. die weibliche Tugend, in's Leben gebracht, so ist's selbstverständlich, daß die Aufrichtigkeit nicht am Platze ist. . . Ja . ."

Iljin stieß ärgerlich seinen Spazierstock in den Sand. Ein Steinchen flog unter dem Stock hervor und raschelte im Grase, als es zum Rande des Waldwegs hinüberflog.

Der Advocat fuhr fort zu reden. Frau Lubjanzew hörte ihn an, verstand Vieles nicht, doch seine Rede gefiel ihr. Vor allem gefiel es ihr, daß ein talentvoller Mensch mit ihr, einer schlichteu Frau, von etwas „Verständigem" sprach; und alsdann gewährte es ihr ein großes Vergnügen, zu sehen, wie das blasse, lebhafte und noch immer böse, junge Gesicht sich bewegte.

Vieles, was er sagte, verstand sie nicht, verständlich war ihr aber die Keckheit des modernen Menschen, mit welcher er, ohne sich zu besinnen und ohne in Zweifel zu gerathen, wichtige Fragen beantwortete und endgültige Schlüsse zog.

Plötzlich wurde sie dessen inne, daß sie ihn bewunderte, und erschrak.

„Entschuldigen Sie, ich verstehe aber nicht, weshalb Sie von Unaufrichtigkeit zu reden begannen?“ beeilte sie sich zu sagen. „Ich wiederhole nochmals meine Bitte: seien Sie mein braver, guter Freund! Lassen Sie mich in Frieden! Ich bitte Sie inständigst!“

„Gut, ich werde noch kämpfen!“ sagte Iljin seufzend. „Ich bin dazu bereit. . . . Doch wird wohl schwerlich Etwas aus meinem Kampfe hervorgehen. Entweder ich schieße mir eine Kugel durch den Kopf, oder ich . . . beginne in der allerrüpelhaftesten Weise zu trinken. Mit mir kann es kein gutes Ende nehmen! Alles hat seine Grenze, der Kampf mit der eigenen Natur auch. Sagen Sie mir, wie soll man mit dem Wahnsinn kämpfen? Wenn man Wein getrunken hat, wie soll man dann die durch denselben hervorgerufene Erregtheit niederkämpfen? Was kann ich dagegen thun, wenn Ihr Bild mir an's Herz gewachsen ist und unabweisbar Tag und Nacht vor meinen Augen steht, wie hier vor uns diese Fichte? So lehren Sie mich doch, was für eine Heldenthat ich auszuführen habe, um aus diesem niederträchtigen, unglücklichen Zustande herauszukommen, bei welchem alle meine Gedanken, Wünsche und Träume nicht mir, sondern irgend einem Dämon gehören, der in mich

gefahren ist! Ich liebe Sie, ich liebe Sie so sehr, daß ich ein ganz anderer geworden bin, daß ich die Arbeit und die mir nahestehenden Personen vernachlässigt, daß ich meinen Gott vergessen habe! Nie in meinem ganzen Leben habe ich so geliebt!"

Sophja Petrowna, die eine solche Wendung der Rede nicht erwartet hatte, rückte von Iljin weg und blickte erschreckt auf sein Gesicht.

Thränen traten in seine Augen, seine Lippen bebten, und das ganze Gesicht hatte einen ausgehungerten, flehenden Ausdruck angenommen.

„Ich liebe Sie!" flüsterte er, indem er seine Augen ihren großen, erschreckten Augen näherte. „Sie sind so schön! Ich leide jetzt, aber ich schwöre Ihnen, daß ich so das ganze Leben Ihnen gegenüber sitzen wollte, leidend und in Ihre Augen schauend. Doch .... Schweigen Sie, ich flehe Sie an!"

Sophja Petrowna, die so zu sagen plötzlich von ihm überrumpelt worden, suchte hastig nach Worten, die ihn könnten verstummen machen.

„Ich gehe fort!" entschied sie, hatte aber nicht einmal Zeit zu einer Bewegung, als schon Iljin vor ihr auf den Knieen lag. — Er umfaßte ihre Kniee, schaute ihr in's Gesicht und sprach leidenschaftlich, glühend, schön. In der Angst und im Taumel hörte sie seine Worte nicht; gerade jetzt, in diesem gefähr-

lichen Moment, da ihre Kniee einen angenehmen Druck verspürten, wie im warmen Bade, suchte sie in ihren Gefühlen mit einer gewissen Tücke einen Sinn zu finden. Es ärgerte sie, daß sie, statt von sich auflehnender Tugend, ganz von Schwäche, Trägheit und Leere erfüllt war, wie ein Betrunkener, dem das Wasser am Halse ist; nur in der Tiefe der Seele höhnte ein Etwas boshaft: „Warum gehst Du nicht fort? Somit muß es wohl so sein? Ja?"

Indem sie sich zu begreifen suchte, konnte sie es nicht verstehen, weshalb sie ihm ihre Hand nicht entzogen, an welcher Iljin wie ein Blutigel sich festgesogen hatte, und weshalb sie sich beeilte, zu gleicher Zeit mit Iljin nach rechts und nach links zu blicken, ob auch niemand sie sehe. Die Fichten und Wolken waren regungslos und schauten streng, in der Art alter Pedelle, welche, obwohl sie die Unart sehen, sich gegen eine Geldzahlung verpflichtet haben, dem Vorgesetzten nichts davon zu melden.

Die Wache stand still wie ein Pfeiler auf dem Wall und sah, wie es schien, auf die Bank. „Mag er es sehen!" dachte Sophja Petrowna. „Doch . . . doch hören Sie mal!" sagte sie endlich entrüstet. „Wozu soll das führen? Was wird alsdann daraus werden?"

„Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht . . " flüsterte

er, die unangenehmen Fragen mit einer Handbewegung abwehrend.

Der rauhe, schrille Pfiff der Locomotive wurde hörbar. Dieser fremde, kalte Laut alltäglicher Prosa zwang Frau Lubjanzew, zu sich zu kommen.

„Ich habe keine Zeit . . . Ich muß fort!“ sagte sie, sich schnell erhebend. „Der Zug kommt . . . . Andrei kommt an . . . . Er will zu Mittag essen.“ Sophja Petrowna wandte sich mit glühendem Gesicht zum Eisenbahnwall. Zuerst kroch die Locomotive langsam vorbei, und hinter ihr her zeigten sich die Waggons. Das war nicht der Personenzug, wie Frau Lubjanzew gemeint, sondern der Güterzug. In langer Reihe, einer hinter dem anderen gleich den Tagen des menschlichen Lebens, zogen die Waggons am weißen Hintergrund der Kirche vorüber, und es schien, als würden sie kein Ende nehmen.

Doch jetzt endlich endete der Zug, und der letzte Waggon mit den Laternen und dem Schaffner verschwand im Grünen. Sophja Petrowna wandte sich scharf um, und ohne Iljin anzusehn ging sie schnell längs dem Waldweg zurück. Sie war wieder ihrer selbst mächtig. Roth vor Scham, gekränkt, nicht von Iljin, nein, wohl aber von ihrer eigenen Feigheit, ihrer Schamlosigkeit, mit welcher sie, die doch moralisch

und rein war, einem fremden Menschen erlaubt hatte, ihre Kniee zu umfassen, dachte sie jetzt nur an das Eine, wie sie wohl schneller zu ihrem Landhause, zu ihrer Familie kommen könnte. Der Advocat konnte ihr kaum folgen. Indem sie vom Waldweg auf einen schmalen Steg trat, blickte sie ihn so flüchtig an, daß sie nur den Sand auf seinen Knieen bemerkte, zugleich sagte sie mit einer Handbewegung, daß er von ihr lassen solle.

Eilenden Laufs zu Hause angelangt, stand Sophja Petrowna etwa fünf Minuten unbeweglich in ihrem Zimmer und blickte bald auf's Fenster, bald auf ihren Schreibtisch. . . .

„O, ich Nichtswürdige!" schalt sie sich. „Ich Nichtswürdige!"

Sich zum Tort erinnerte sie sich dessen mit allen Einzelheiten, nichts übergehend, daß ihr alle diese Tage Iljin's Zuvorkommenheiten zuwider gewesen, daß es sie aber auch zu einem Aussprechen mit ihm gezogen; ja noch mehr, daß sie ein ungewöhnliches Gefühl der Befriedigung empfunden, als er ihr zu Füßen gelegen. Sie besann sich auf Alles, schonungslos gegen sich selbst, und schwer athmend vor Scham, hätte sie sich jetzt ohrfeigen können.

„Armer Andrei!" dachte sie, indem sie bei der Erinnerung an den Mann ihrem Gesicht einen

möglichst zärtlichen Ausdruck zu verleihen suchte. „Warja, mein armes Kind, weiß nicht, welch eine abscheuliche Mutter sie hat! Verzeiht mir, Ihr Lieben! Ich liebe Euch sehr . . . sehr!“

Und um sich selbst zu beweisen, daß sie noch immer eine gute Frau und Mutter sei, daß der Verderb noch nicht ihre „Grundfesten,“ wie sie Iljin gesagt, berührt hatte, lief Sophja Petrowna in die Küche und schrie dort die Köchin an, weil diese für Andrei Iljitsch noch nicht den Tisch deckte. Sie suchte sich das Bild des hungrigen und ermüdeten Gemahls zu vergegenwärtigen, bedauerte ihn laut und deckte ihm eigenhändig den Tisch. was sie nie früher gethan. Alsdann fand sie ihr Töchterchen Warja, hob sie auf die Arme und herzte sie; das kleine Mädchen erschien ihr schwer und kalt, doch sie wollte sich das nicht eingestehen und begann dem Kinde auseinanderzusetzen, wie brav, ehrwürdig und gut der Papa sei.

Dagegen begrüßte sie kaum Andrei Iljitsch, als er bald darauf nach Hause kam. Die Fluth unwahrer Gefühle war schon verschwunden, ohne ihr irgend Etwas bewiesen zu haben, und hatte sie nur mit ihrer Verlogenheit gereizt und erzürnt. Sie saß am Fenster, litt und ärgerte sich. Nur im Unglück sehen es die Menschen ein, wie schwer es ist, Herr seiner

Gefühle und Gedanken zu sein. Sophja Petrowna erzählte später, daß in ihr ein „Wirrwar" vor sich ging, „der ebenso schwer zu entwirren war, wie es schwer ist, Sperlinge im schnellen Fluge zu zählen." Daraus zum Beispiel, daß sie sich nicht über die Ankunft ihres Mannes freute, daß ihr sein Benehmen beim Mittagessen nicht gefiel, schloß sie plötzlich, daß sich in ihr Abscheu ihrem Manne gegenüber rege.

Andrei Jljitsch, erschlafft von Hunger und Ermüdung, machte sich in Erwartung der Suppe, die man ihm bringen sollte, über die Wurst her; und er aß dieselbe mit Gier, laut kauend und die Schläfen bewegend.

„Du mein Gott," dachte Sophja Petrowna, „ich liebe und achte ihn, aber . . . . warum kaut er so widerlich?"

In ihren Gedanken war kein geringerer Wirrwar als in ihren Gefühlen. Frau Lubjanzew bemühte sich, wie alle im Kampfe mit unliebsamen Gedanken Ungeübten, aus allen Kräften an ihr Unglück nicht zu denken, und je eifriger sie sich darum bemühte, um so lebhafter stiegen in ihrer Phantasie auf: Jljin, der Sand auf seinen Knieen, die dichten Wolken, der Eisenbahnzug . . .

„Und weshalb bin ich, Einfältige, heute hingegangen?" quälte sie sich. „Und bin ich denn wirklich eine solche, daß ich für mich nicht einstehen kann?"

Die Furcht hat große Augen.*) Als Andrei Iljitsch die letzte Speise aß, war sie schon fest entschlossen Alles ihrem Manne zu erzählen und die Gefahr zu, fliehen.

„Ich muß mit Dir, Andrei, ernstlich reden," begann sie nach dem Mittagessen, als ihr Mann den Rock und die Stiefel auszog, um sein Schläfchen zu halten.

„Nun?"

„Wollen wir fort von hier!"

„Hm ... Wohin? In die Stadt zu ziehen ist's noch zu früh ..."

„Nein, reisen oder ... etwas der Art ..."

„Reisen ..." murmelte der Notar. „Davon räume ich ja selbst, doch von wo schaffe ich das nöthige Geld herbei, und wem überlasse ich mein Comptoir?" Und nachdem er ein wenig nachgedacht, fügte er hinzu: „In der That, Du langweilst Dich ... Reise allein, wenn Du willst?"

Sophja Petrowna war damit einverstanden, vergegenwärtigte sich aber sofort, daß Iljin sich über die gute Gelegenheit freuen würde, mit ihr in einem

*) Russisches Sprüchwort, welches bezeichnet, daß man in der Angst Manches für gefahrvoller hält, als es ist.

Eisenbahnzuge, in einem Waggon zu reisen. Sie sann nach und sah ihren Gatten an, der satt, aber noch immer ermüdet war.

Zufällig blieb ihr Blick an seinen Füßen haften, die äußerst klein, fast frauenhaft, in gestreiften Socken waren; an den Spitzen der Socken hingen Fädchen . . .

Hinter dem herabhängenden Rouleau stieß sich an das Fensterglas eine Erdhummel und summte. Sophja Petrowna blickte auf die Fädchen, hörte das Summen der Erdhummel und stellte sich vor, wie sie reiste . . . Ihr gegenüber sitzt Tag und Nacht Iljin, der das Auge nicht von ihr wendet, über seine Schwäche ergrimmt und bleich vor Seelenschmerz. Er nennt sich einen liederlichen Jungen, schilt sich, rauft sich die Haare; doch sobald er die Dunkelheit abgewartet und die passende Zeit gefunden, in welcher die Passagiere einschlafen oder auf die Station hinaustreten, da fällt er auf die Kniee vor ihr nieder und drückt ihre Füße zusammen, wie damals bei der Bank . . . .

Sie bemerkte plötzlich, daß sie träumte. . . .

„Hör' mal, allein fahre ich nicht!" sagte sie. „Du mußt mit mir reisen!"

„Grillen, Sophotschka!" seufzte Lubjanzew. „Man muß verständig sein und nur das Mögliche wünschen."

„Du fährst gewiß mit mir, wenn Du das erfährst," dachte Sophja Petrowna.

Da sie sich entschlossen hatte, fortzureisen — es koste, was es wolle —, so fühlte sie sich plötzlich außer aller Gefahr; ihre Gedanken ordneten sich nach und nach, sie wurde heiter und erlaubte sich sogar über alles Mögliche nachzudenken: sie mochte denken und sinnen, wie sie wollte, — sie reiste ja fort! Während ihr Mann schlief, wurde es Abend . . . Sie saß im Gastzimmer und spielte auf dem Pianino. Das abendliche Leben auf der Straße, die Klänge der Musik, hauptsächlich aber der Gedanke, daß sie verständig sei, das Unglück bezwungen habe, das versetzte sie in eine völlig fröhliche Stimmung. Andere Frauen, sagte ihr das ruhige Gewissen, wären an ihrer Stelle gewiß nicht standhaft geblieben und hätten sich wohl wetterwendisch gedreht, während sie vor Scham fast vergangen und der vielleicht nicht einmal wirklich vorhandenen Gefahr entflohen war! So sehr verschönten sie Tugend und Entschlossenheit, daß sie sich sogar dreimal im Spiegel beschaute. Als es dunkel geworden, kamen Gäste. Die Herren setzten sich im Speisezimmer zum Kartenspielen nieder, die Damen nahmen das Gastzimmer und die Veranda ein. Später als alle Andren erschien Iljin. Er war traurig, düster und sah krank aus. So wie er sich in eine Ecke des Sophas gesetzt, so blieb er auch den ganzen Abend sitzen. Er, der gewöhnlich heiter und

gesprächig war, schwieg dieses Mal die ganze Zeit, gab seinem Gesicht einen finsteren Ausdruck und fuhr sich mehrmals mit der Hand um die Augen herum. Wenn er auf eine an ihn gerichtete Frage zu antworten genöthigt war, verzog er nur die Oberlippe zu einem übertriebenen Lächeln, antwortete kurz und mit Bitterkeit. Wohl fünf Male witzelte er, doch seine Witze erschienen hart und boshaft. Sophja Petrowna schien's so, als sei er nahe daran, einen hysterischen Anfall zu bekommen. Jetzt erst, als sie am Pianino saß, sah sie es klar ein, daß es diesem unglücklichen Menschen nicht um's Scherzen zu thun, daß seine Seele krank war, daß er nicht wußte, wo er sich lassen sollte. Ihr zu Liebe hatte er die besten Tage seiner Dienstzeit und Jugend verloren, sein letztes Geld für ein Landhaus hingegeben, seine Mutter und seine Schwestern ihrem Schicksal überlassen und, was das Wichtigste ist, war er im qualvollen Kampfe mit sich selbst zusammengebrochen. Aus gewöhnlicher, alltäglicher Menschenliebe müßte man sich schon seiner ernstlich annehmen. . . . Sie empfand das alles heftig, fast wie einen Schmerz im Herzen, und wenn sie jetzt zu Iljin herangetreten wäre und ihm gesagt hätte: „Nein!" so wäre wohl das Wort mit ganz schwacher, kaum hörbarer Stimme herausgekommen. Doch weder trat sie an ihn heran, noch sagte sie ihm Etwas, noch

dachte sie daran. . . . Der Kleinigkeitssinn und der Egoismus der jungen Natur hatte sich wohl nie so mächtig offenbart, wie an diesem Abende. Sie sah es ein, daß Iljin unglücklich war und auf dem Sopha wie auf Kohlen saß; er that ihr leid, doch zu gleicher Zeit erfüllte die Gegenwart des Menschen, dessen Liebe ihr gegenüber an ein Leiden grenzte, ihre Seele mit Triumph, mit dem Gefühle ihrer Macht. Sie war sich ihrer Jugend, Schönheit und Unnahbarkeit bewußt, und da sie sich entschlossen hatte, abzureisen, so legte sie sich an diesem Abende keinen Zwang auf. Sie coquettirte, lachte ohne Aufhören, sang begeistert und mit vielem Gefühl. Alles erfreute sie, und Alles erschien ihr lächerlich. Die Erinnerung an die Scene bei der Bank, an den auf sie schauenden wachehabenden Soldaten kam ihr komisch vor. Komisch erschienen ihr die Gäste, Iljin's freche Witze. Die Nadel auf seinem Halstuche, welche sie früher nicht gesehen hatte, stellte eine rothe, kleine Schlange mit Augen von Edelsteinen dar; so komisch erschien ihr dieses Schlänglein, daß sie das dasselbe abzuküssen bereit gewesen wäre. Sophja Petrowna sang die Lieder in nervöser Weise, mit einer Art erregter Wärme; und als wolle sie fremdes Leid verhöhnen, wählte sie Lieder, die traurig und melancholisch waren, in welchen verlorene Hoffnungen, das Vergangene und das Alter beklagt wurden.

„Und das Alter kommt näher und näher heran,“ sang sie ....

Was aber ging sie das Alter an?

„Mir scheint, daß in mir etwas Sonderbares vorgeht,“ dachte sie zwischen Lachen und Singen. Die Gäste entfernten sich um zwölf Uhr. Iljin ging als letzter. Sophja Petrowna verspürte noch die Lust, ihn bis zur letzten Stufe der Veranda zu begleiten. Sie wollte ihm erklären, daß sie mit ihrem Manne fortreisen werde und sehen, was für einen Effect diese Mittheilung auf ihn machen würde.

Der Mond versteckte sich hinter Wolken, aber es war noch so hell, daß Sophja Petrowna sehen konnte, wie der Wind mit den Theilen seines Flügelmantels und mit den Vorhängen der Veranda spielte. Sie sah auch, wie bleich Iljin war und wie er die Oberlippe verzog, indem er zu lächeln sich bemühte. . . .

„Sonja, Sonitschka .... mein theures Weib!“ flüsterte er, indem er sie nicht zu Worte kommen ließ. „Meine Liebe, meine Gute!“ In einer Anwandlung der Zärtlichkeit, mit einer Stimme voll Rührung, benannte er sie mit Kosenamen, von welchen einer immer zärtlicher war als der andere, ja er sagte ihr schon „Du,“ wie einer Gattin oder Geliebten. Ihr unerwartet, faßte er sie mit einem Arm um die Taille, mit der anderen Hand hielt er ihren Ellenbogen fest.

„Mein theures, schönes Lieb . . .“ flüsterte er, indem er ihr den Nacken küßte. „Sei aufrichtig, komme gleich zu mir!“

Sie entwand sich seiner Umarmung und hob den Kopf, um ihr Mißfallen und ihre Empörung ihm gegenüber kund zu thun; das Mißfallen zu äußern gelang ihr aber nicht, und ihre gerühmte Tugend und Reinheit verhalf ihr nur dazu, eine Phrase zu sagen, wie sie alle gewöhnlichen Frauen in ähnlichen Fällen aussprechen:

„Sie sind verrückt!“

„Komm', komm'!“ fuhr Iljin zu reden fort. „Soeben und dort bei der Bank habe ich mich überzeugt, daß Sie, Sonja, ebenso kraftlos sind wie ich. . . . Mit uns nimmt es kein gutes Ende! Sie lieben mich und suchen umsonst mit Ihrem Gewissen einen Pakt zu schließen.“

Als er sah, daß sie ihn verlassen wollte, faßte er ihren Spitzenärmel und beendete schnell seine Rede:

„Nachgeben werden Sie, wenn nicht heute, so morgen! Wozu dieser Zeitverlust? Meine theure, liebe Sonja, das Urtheil ist gefällt, weshalb soll man wohl die Vollziehung desselben hinausschieben? Wozu soll man sich selbst betrügen?“

Sophja Petrowna riß sich von ihm los und verschwand in der Thür. Als sie ins Gastzimmer zurück-

gekehrt war, schloß sie mechanisch das Pianino, besah lange eine Notenvignette und setzte sich nieder. Sie konnte weder stehen noch denken . . . Von der Erregtheit und dem Muthwillen war nichts geblieben, als nur ein Gemisch von Schwäche, Trägheit und Langeweile.

Das Gewissen raunte ihr zu, daß sie sich an dem verflossenen Abende häßlich, einfältig, wie ein unsinniges Mädchen benommen habe, daß sie sich eben habe umarmen lassen, und sogar noch jetzt ein Gefühl des Unbehagens in der Taille und bei dem Ellenbogen empfinde. Im Gastzimmer war Niemand, nur ein Licht brannte. Frau Lubjanzew saß auf dem runden Taburet vor dem Pianino, ohne sich zu rühren, irgend Etwas erwartend. Und unterstützt durch ihre Widerstandslosigkeit und die Dunkelheit, bemächtigte sich ihrer ein starkes, unüberwindliches Begehren. Wie eine Schlange fesselte es ihre Glieder, wuchs es mit jeder Secunde und drohte ihr schon nicht mehr wie früher, sondern stand vor ihr klar, in ganzer Nacktheit. . . .

Eine halbe Stunde saß sie, ohne sich zu rühren und ohne ihre auf Iljin gerichteten Gedanken zu stören; dann erhob sie sich träge und ging langsam wie ein Hund, dem die Hinterbeine überfahren worden, ins Schlafzimmer.

Andrei Iljitsch hatte sich schon zur Ruhe gelegt. Sie setzte sich ans offene Fenster und gab sich dem begehrenden Gefühle hin. Einen „Wirrwarr" gab es nun in ihrem Kopfe nicht mehr, alle ihre Gefühle und Gedanken drängten sich zu einem bestimmten Ziele. Sie versuchte zu kämpfen, machte aber sofort eine abwehrende Handbewegung . . . Jetzt sah sie es ein, wie stark und wie unerbittlich der Feind war. Um mit ihm zu kämpfen, bedarf man der Kraft und der Festigkeit; die Geburt, die Erziehung, das Leben aber gaben ihr nichts, worauf sie sich hätte stützen können.

„Ich — Sünderin! Ich — Nichtswürdige!" schalt sie sich ihrer Kraftlosigkeit wegen. „Also eine solche bist Du?"

So sehr empörte sich in ihr die gekränkte Sittsamkeit, daß sie sich mit allen Schimpfworten, die sie nur kannte, benannte, daß sie sich viele beleidigende, erniedrigende Wahrheiten sagte. So sagte sie sich, daß sie nie moralisch gewesen sei, daß sie nur nicht früher gefallen, da es keine Gelegenheit dazu gegeben, daß der den ganzen Tag währende Kampf ihr ein Vergnügen und eine Komödie gewesen . . .

„Zugegeben, daß ich gekämpft habe," dachte sie, „was aber war das für ein Kampf?! Auch die es ums Geld thun kämpfen, bevor sie sich verkaufen, sie verkaufen sich aber doch! Ein schöner Kampf,

bei dem es zugeht, wie bei der Milch, die in einem Tage gerinnt! In einem Tage!"

Sie überführte sich, daß nicht die Liebe sie aus dem Hause trieb, nicht Iljin's Persönlichkeit, sondern daß es die wonnigen Gefühle waren, die ihrer in kommender Zeit warteten. . . .

Eine sich in der Sommerfrische amüsirende Frau, wie es ihrer viele giebt! „Des kleinen Vogels Mutter ward getödtet," sang jemand auf der Straße mit unsicherer Tenorstimme.

„Wenn ich gehen soll, so ist es jetzt Zeit!" dachte Sophja Petrowna. Das Herz begann ihr plötzlich mit ungewöhnlicher Kraft zu schlagen

„Andrei!" schrie sie fast auf. „Hör' mal . . . . wir reisen doch? Ja?"

„Ja . . — Ich habe es Dir doch schon gesagt: reise allein."

„Doch hör' mal . . . ." sprach sie, „wenn Du nicht mit mir kommst, so läufst Du Gefahr, mich zu verlieren. Mir scheint, daß ich bereits . . . . verliebt bin!"

„In wen?" fragte Andrei Iljitsch.

„Dir muß es gleich sein, in wen!" rief Sophja Petrowna.

Andrei Iljitsch erhob sich, ließ die Füße herabhängen und sah mit Staunen auf die dunkle Figur seiner Frau.

„Grillen!“ sagte er gähnend.

Ihm erschien das unglaubwürdig, dennoch erschrak er. Nachdem er etwas nachgedacht und seiner Frau einige unwichtige Fragen vorgelegt, äußerte er seine Ansicht bezüglich der Familie, der Untreue . . . Dann sprach er apathisch noch zehn Minuten und legte sich zur Ruhe. Seine Moralpredigt hatte keinen Erfolg. Es giebt viele Ansichten in der Welt, und reichlich die Hälfte aller ist den Leuten geläufig, die selbst nie im Unglück gewesen!

Ungeachtet der späten Stunde sah man vor den Fenstern noch immer Sommerfrischler umhergehen. Sophja Petrowna legte sich ein leichtes Talma um, blieb stehen, dachte nach . . .

Sie hatte noch den Muth, ihrem schläfrigen Gatten zu sagen:

„Schläfst Du? Ich will noch ein wenig spazieren gehen . . . Kommst Du mit?“

Das war ihre letzte Hoffnung. Als sie keine Antwort erhielt, trat sie hinaus. Es war windig und kühl. Sie bemerkte weder den Wind, noch die Dunkelheit, sondern ging nur und ging . . . .

„Ich — Sünderin!“ murmelte sie mechanisch. „Ich Nichtswürdige!“

Ihr Athem stockte, sie verging vor Scham, ihre Füße trugen sie kaum, das aber, was sie vorwärts trieb, war mächtiger als ihre Scham, als ihre Vernunft, als ihre Angst. . .

Wanjka.

Wanjka Schukow, der neunjährige Knabe, welcher vor drei Monaten zum Schuster Aljachin in die Lehre gegeben worden, legte sich in der Nacht vor dem Christfest nicht zu Bett. Nachdem er den Zeitpunkt abgewartet, da die Meistersleute und die Gesellen zum Frühgottesdienst gegangen waren, nahm er aus dem Schrank des Meisters ein Fläschchen Tinte und einen Federhalter mit verrosteter Feder; und als er einen zerknitterten Bogen Papier vor sich ausgebreitet hatte, machte er sich ans Schreiben. Bevor er den ersten Buchstaben hinmalte, sah er sich scheu nach der Thür und den Fenstern um, schielte auf das Heiligenbild, zu dessen beiden Seiten Ständer mit Leisten an den Wänden sich hinzogen, und seufzte stoßweise auf. Das Papier lag auf der Bank, er aber lag vor derselben auf den Knieen.

„Liebes Großväterchen, Konstantin Makaritsch!" schrieb er. „Und nun schreib' ich Dir einen Brief. Ich gratulire Ihnen zum Weihnachtsfest, und wünsche

Dir alles Gute von Gott, dem Herrn. Ich habe weder Vater noch Mutter, Du allein bist mir geblieben."

Wanjka richtete seine Augen auf's dunkle Fenster, in welchem sich die Flamme seines Lichtes wiederspiegelte, und erinnerte sich lebhaft seines Großvaters Konstantin Makaritsch, der als Nachtwächter bei den Herrschaften Schiwarew diente. Er ist ein kleines, hageres, aber sehr fixes und mobiles Männchen, etwa fünfundsechzig Jahre alt, mit immer lächelndem Gesicht und weinseligen Aeuglein. Des Tages schläft er in der Gesindeküche, oder er schwatzt mit den Köchinnen, des Nachts aber geht er, in einen weiten Schafpelz gehüllt, um das Herrenhaus herum und knarrt mit seiner Knarre. Hinter ihm schreiten gesenkten Kopfs die beiden Hunde, die alte Kaschtanka (die Kastanienbraune) und der Wjun (der Flinke), welcher so benannt worden wegen seiner äußeren Aehnlichkeit mit einem Wiesel. Dieser Wjun ist ungemein ehrwürdig und zuthulich, mit gleicher Freundlichkeit betrachtet er Bekannte und Fremde, erfreut sich aber keines Zutrauens. Hinter seiner Ehrwürdigkeit und Demuth versteckt sich die echt jesuitische Bosheit. Kein andrer Hund versteht es so gut, wie er, in unbewachtem Augenblick an Einen heranzuschleichen und Einen an dem Fuß zu packen, in den Keller hinabzusteigen und bei dem Bauer ein

Huhn zu stehlen. Man hat ihm schon oft die Hinterfüße lahm geschlagen, zweimal hat man ihn zu erhängen gesucht, jede Woche hat man ihn halbtodt geprügelt, — er hat sich aber immer wieder von alledem erholt.

Jetzt steht gewiß der Großvater bei der Pforte, richtet seine zusammengekniffenen Augen auf die grellrothen Fensterscheiben der Dorfkirche und plaudert mit dem Hofgesinde, indem er seine Füße, die in Filzstiefeln stecken, in Bewegung setzt. Die Knarre hängt an seinem Gürtel. Er schlägt in die Hände, zittert vor Kälte und kneift, nach Greisenart lachend, bald das Stubenmädchen, bald die Köchin. „Solltet ihr nicht Tabak schnupfen?“ spricht er, den Weibern seine Tabaksdose reichend. Die Weiber riechen am Tabak und niesen. Der Großvater geräth in ein unbeschreibliches Entzücken, bricht in ein fröhliches Lachen aus und ruft:

„Reißt den Tabak von der Nase ab, er ist angefroren.“

Man giebt auch den Hunden den Tabak zu beriechen. Kaschtanka niest, verzieht das Maul und geht beleidigt zur Seite. Wjun niest seiner Ehrwürdigkeit wegen nicht und wedelt mit dem Schwanz. Das Wetter aber ist herrlich. Die Luft ist still, klar und frisch. Die Nacht ist dunkel, doch sieht man das

ganze Dorf mit seinen weißen Dächern und Rauchsäulen, die aus den Schornsteinen aufsteigen; man sieht die vom Reif versilberten Bäume, die Schneehaufen. Der ganze Himmel ist mit lustig blinkenden Sternen besät, und die Milchstraße tritt so lebhaft hervor, daß es Einem scheint, als habe man dieselbe vor dem Feiertag mit Schnee geputzt und abgerieben. . . . .

Wanjka seufzte, tauchte die Feder in's Tintenfaß und fuhr fort zu schreiben:

„Gestern aber habe ich eine Tracht Prügel erhalten. Der Meister schleifte mich an den Haaren auf den Hof hinaus und hat mich mit dem Spannriemen dafür durchgebläut, daß ich aus Versehen eingeschlafen bin, als ich deren Kind, das in der Wiege lag, schaukeln sollte. In dieser Woche aber befahl mir die Meisterin einen Häring rein zu machen, ich begann aber vom Schwanz, sie nahm aber den Häring und fing mit seinem Maule mir ins Gesicht zu stoßen. Die Gesellen machen sich über mich lustig, schicken mich in die Schänke nach Branntwein und befehlen mir, den Meistersleuten Gurken zu stehlen; der Meister aber schlägt mit Allem, was ihm unter die Hände kommt. Zu essen aber giebt es nichts. Am Morgen kriegt man Brod, zu Mittag Grütze und am Abend wieder Brod, was aber Thee und Kohlsuppe betrifft, so

schlampampen das die Meistersleute selbst. Schlafen aber muß ich im Flur, wenn aber ihr Kindchen weint, dann schlafe ich gar nicht, sondern schaukle die Wiege. Liebes Großväterchen! erweise mir göttliche Güte, nimm mich von hier nach Hause, ins Dorf, es ist ganz unmöglich. . . . . Ich thue Dir einen Fußfall und werde ewig für Dich zu Gott beten, nur nimm mich von hier fort, sonst sterbe ich." Wanjka verzog den Mund, fuhr sich mit seiner schmutzigen Faust über die Augen und schluchzte auf.

„Ich werde Dir den Tabak reiben," fuhr er zu schreiben fort, „werde fleißig zu Gott beten, sollte aber Etwas sein, was Dir nicht gefällt, so kannst Du mich ja wie Sidors Ziege schlagen. Wenn Du aber denkst, daß ich dort nichts zu thun habe, so will ich den Commis in Jesu Namen anflehen, daß er mich zum Stiefelputzen nimmt, oder ich verdinge mich an Stelle des Fedjka als Hüterknabe. Liebes Großväterchen, hier ist es ganz unmöglich, das ist der wahre Tod. Ich wollte schon zu Fuß ins Dorf zurücklaufen, habe aber keine Stiefel und fürchte den Frost. Wenn ich groß werde, will ich Dich versorgen und werde drauf sehen, daß Dich niemand beleidigt, wenn Du aber gestorben sein wirst, dann werd' ich für Dich wie für mein Mütterchen Pelageja Messen lesen lassen."

„Moskau aber ist eine große Stadt. Es sind lauter herrschaftliche Häuser hier, und es giebt hier viele Pferde, Schafe aber gar nicht, und die Hunde sind nicht böse. Mit dem Stern gehen hier die Knaben nicht umher*), und zum Kirchenchor wird niemand zugelassen; in einer Bude sah ich aber einmal auf dem Schaufenster Angelhaken mit der Angelschnur zum Verkauf ausliegen, die zu jedem Fischfang gut sind, ja es giebt sogar einen solchen Haken, mit dem man einen Wels, der ein Pud wiegt, herausziehen kann. Und ich habe solche Läden gesehen, wo allerlei Flinten in der Art wie die unsres Herrn verkauft werden, so daß jede wohl hundert Rubel kostet. . . . In den Fleischbuden aber giebt es Birkhühner, Haselhühner und Hasen, wo man sie aber schießt, das sagen die Verkäufer nicht."

„Liebes Großväterchen, wenn aber bei den Herrschaften der Weihnachtsbaum mit dem Naschwerk sein wird, dann nimm mir eine vergoldete Nuß und verwahre dieselbe im grünen Kasten. Bitte Dir die Nuß bei dem Fräulein Olga Ignatjewna aus, sag' dabei: das ist für Wanjka."

---

*) Am ersten Weihnachtsfeiertag gehen Knaben in kleinen Städten und Dörfern umher ein Weihachtslied singend und einen Stern an langer Stange tragend, der aus Pappe und Goldpapier verfertigt ist.

Wanjka seufzte krampfhaft und richtete seine Augen wieder auf's Fenster. Er erinnerte sich dessen, daß der Großvater immer nach einem Tannenbaum für die Herrschaften in den Wald ging und den Enkel mit sich nahm. Das war eine fröhliche Zeit! — Und der Großvater ächzte, und der Frost ächzte,*) und Wanjka ächzte, ihrem Beispiel folgend. Damals kam es vor, daß der Großvater, bevor er die Tanne fällte, seine Pfeife ausrauchte, lange Tabak schnupfte und sich über den erfrorenen Wanjka lustig machte. . . .

Die jungen, mit Reif bedeckten Tannen stehen unbeweglich und warten es ab, welcher von ihnen zu sterben bestimmt ist. Plötzlich fliegt pfeilgeschwind ein Hase über die Schneehaufen dahin . . . . Der Großvater kann es nicht unterlassen, zu rufen:

„Halt, halt . . . halt! Ach Du, Satan mit dem kleinen Bürzel!"

Die gefällte Tanne trägt der Großvater ins Herrenhaus, dort beginnt man dieselbe zu schmücken . . . Am meisten macht sich das Fräulein Olga Ignatjewna zu schaffen, welche der Wanjka insbesondere lieb gewonnen. Als noch Wanjkas Mutter Pelageja, die bei den Herrschaften als Stubenmädchen diente, am

*) Das russische Volk nennt einen starken Frost einen „knatternden, ächzenden."

Leben war, da pflegte Olga Ignatjewna dem Wanjka Caramellen zu geben, lehrte ihn aus langer Weile lesen, schreiben, bis hundert zählen und sogar Quadrille tanzen. Als aber Pelageja gestorben, da verwies man die Waise Wanjka in die Küche zum Großvater, und von dort kam er nach Moskau zum Schuster Aljachin . . .

„Komm' her, liebes Großväterchen," schrieb Wanjka weiter, „ich flehe Dich in Gottes Namen an, nimm mich von hier fort. Erbarme Dich meiner, der unglücklichen Waise; es schlagen mich alle, und ich habe fürchterlichen Hunger, die Langeweile ist aber so groß, daß man es gar nicht sagen kann, ich weine immer. Unlängst schlug mich der Meister so stark mit dem Leisten, daß ich zu Boden fiel und nur mit Mühe zu mir kam. Mein Leben ist ein verlorenes, ich leb' schlimmer wie ein Hund . . . Und ich grüße noch Helene, den schiefen Jegor, den Kutscher; meine Harmonika gieb aber niemand. Ich verbleibe Dein Enkel Iwan Schukow. Liebes Großväterchen, kommt her. . . ."

Wanjka faltete den beschriebenen Bogen in vier Theile und steckte denselben in ein Couvert, das er am Abend vorher für einen Kopeken gekauft hatte. Nachdem er ein wenig nachgedacht, tauchte er die Feder in die Tinte und schrieb die Adresse: „Dem

Großväterchen im Dorf.“ Darauf kratzte er sich hinter den Ohren, dachte nach und fügte hinzu: „Dem Konstantin Makaritsch.“ Damit zufrieden, daß man ihn im Schreiben nicht gestört, setzte er die Mütze auf und lief, ohne sich seinen Pelz umzuwerfen, im Hemd auf die Straße hinaus . . . Die Verkäufer in der Fleischbude, die er am Tage vorher gefragt, sagten ihm, daß man Briefe in die Postkasten zu werfen pflegt, von wo sie in's Land von betrunkenen Postkutschern ausgetragen werden, die mit einem Dreigespann und Schellengeläut dahinfahren. Wanjka lief bis zum ersten Postkasten und steckte den werthvollen Brief in die Oeffnung. . . .

Von süßen Hoffnungen gewiegt, schlief er eine Stunde ganz fest. . . . Er sah den Ofen im Traume. Auf der Ofenbank sitzt der Großvater, die nackten Füße herabhängen lassend, und er liest den Köchinnen den Brief vor. . . .

Bei dem Ofen geht der Wjun umher und wedelt mit dem Schwanz.

Einmal im Jahr.

Das kleine, dreifenstrige Häuschen der Fürstin Zugow hat ein festliches Aussehen. Es erscheint Einem „verjüngt." Um dasselbe herum ist sorgfältig gefegt worden, die Pforte ist geöffnet, von den Fenstern sind die gitterartigen Vorhänge entfernt. Die frischgewaschenen Fensterscheiben beginnen ganz zaghaft ein fröhliches Spiel mit der Frühlingssonne. . . . Bei der Vorderthür steht der alte und hinfällige Schweizer Mark in von Motten zerfressener Livree. Auf seinem stachligen Kinn, mit welchem sich die zitternden Hände den ganzen Morgen über beschäftigt haben, auf den gut geputzten Stiefeln, auf den wappengeschmückten Knöpfen erglänzt der Wiederschein der Sonne. Mark ist nicht umsonst aus seiner Klause hervorgekrochen. Es ist heute der Namenstag der Fürstin; er wird den Gästen die Thür öffnen und ihre Namen ausrufen. Im Vorzimmer riecht es heute nicht, wie gewöhnlich, nach Kaffeesatz oder Fastensuppe, sondern nach einem Odeur, das an Eierseife erinnert. In

den Zimmern ist mit Eifer aufgeräumt worden. Gardinen sind aufgehängt, das Nesseltuch ist von den Bildern entfernt, die abgeriebenen, schadhaften Dielen sind gewichst. Die Hündin Schulka, die Katze mit den Jungen und die Küchel sind bis zum Abend in der Küche placirt.

Die Fürstin Zugow selbst, die Eigenthümerin des dreifenstrigen Häuschens, die sich durch gebückte Haltung und ein runzliges Gesicht auszeichnet, sitzt im großen Lehnsessel und zieht immer wieder die Falten ihres weißen Musselinkleides zurecht. Nur die Rose, die an ihrer welken Brust angesteckt ist, spricht davon, daß in dieser Welt noch Jugend vorhanden! Die Fürstin erwartet Gratulanten. Es werden sie wohl besuchen: Baron Tramb und Sohn, Fürst Halahadse, Kammerherr Burlastow, der Vetter General Bitkow und viele Andere . . . . gegen zwanzig Personen! Sie werden angefahren kommen und das Gastzimmer mit Stimmengewirr erfüllen. Fürst Halahadse wird Etwas singen, General Bitkow wird aber zwei Stunden lang um die Rose bitten. . . . Sie weiß es aber, wie man sich in Gegenwart dieser Herren zu benehmen hat! Unnahbarkeit, Vornehmheit und Takt werden in allen ihren Bewegungen sich zeigen. . . . Es werden ferner die Kaufleute Htulkin und Pereulkow erscheinen: für diese Herrschaften liegt ein Bogen

Papier und eine Feder aus. Jedem das Seine. Mögen sie sich unterschreiben und entfernen. . . .

Es ist zwölf Uhr. Die Fürstin rückt das Kleid und die Rose zurecht. Sie horcht auf, ob nicht jemand schellt. Lärmend fährt eine Equipage vorüber und bleibt stehen. Fünf Minuten verstreichen.

„Nicht zu uns!" denkt die Fürstin.

Ja, nicht zu Ihnen, Fürstin! Die Geschichte der verflossenen Jahre wiederholt sich. Die unbarmherzige Geschichte! Um zwei Uhr geht die Fürstin, wie im vergangnen Jahre, in ihr Schlafzimmer, riecht am Riechfläschchen und weint. „Niemand ist gekommen. Die Barbaren!" In der Nähe der Fürstin geht der alte Mark unruhig umher. Er ist nicht weniger erzürnt als sie: die Menschen haben sich verschlimmert! In früheren Zeiten stürmten sie ins Gastzimmer, wie Fliegenschwärme, aber jetzt. . . .

„Niemand ist gekommen!" weint die Fürstin. „Weder der Baron, noch Fürst Halahadse, noch Gorge Bowitzkij. . . Sie haben mich verlassen! Wenn ich aber nicht gewesen wäre, was wäre aus ihnen geworden? Mir haben sie ihr Glück und ihre Carrière zu danken — mir allein! Ohne mich wäre nichts aus ihnen geworden."

„Nichts wäre geworden!" wiederholt Mark.

„Ich wünsche keine Dankbarkeit. . . . Ich bedarf ihrer nicht. Ich fordere Herzlichkeit! Mein Gott, wie ist

das kränkend! Ach, wie ist's kränkend! Sogar mein Neffe Jean ist nicht gekommen. Warum ist er nicht gekommen? Was hab' ich ihm Böses gethan? Ich habe alle seine Wechsel bezahlt, habe seine Schwester Tanja an einen guten Menschen verheirathet. Viel hat mir dieser Jean gekostet. Ich habe mein Wort gehalten, das ich meinem Bruder, seinem Vater, gegeben. . . . Viel hab' ich seinetwegen ausgegeben. . . Du weißt es selbst. . . ."

„Und seinen Eltern gegenüber haben — man kann's wohl sagen — Ew. Durchlaucht sich wie eine Mutter benommen."

„Und das . . . . das ist der Dank! O diese Menschen!"

Um drei Uhr hat die Fürstin, wie im vergangenen Jahre, einen hysterischen Anfall. Der erregte Mark setzt seinen Tressenhut auf, handelt lange mit dem Droschkenkutscher und fährt zum Neffen Jean. Zum Glück ist das Chambre garnie, wo der Fürst Jean wohnt, nicht so sehr weit entfernt. . . . Mark findet den Fürsten noch im Bett. Jean ist eben erst vom gestrigen Trinkgelage heimgekehrt. Sein verlebtes, unedles Gesicht ist roth, auf seiner Stirn perlt der Schweiß. In seinem Kopf lärmt es, in seinem Magen giebt es eine Revolution. Er würde gern einschlafen, aber es geht nicht: er verspürt Uebelkeit.

Seine trüb blickenden Augen sind auf das Waschbecken gerichtet, das voll Staub und Seifenwasser ist.

Mark tritt in's schmutzige Zimmer, indem er vor Ekel zuckt, und nähert sich schüchtern dem Bett.

„'s ist nicht gut, Iwan Michalitsch!" sagt er, vorwurfsvoll das Haupt schüttelnd. „'s ist nicht gut!"

„Was ist nicht gut?"

„Weshalb geruhten Sie nicht heute zu kommen, um Ihrer Tante die Geburtstagsgratulation auszusprechen? War das wohl gut? Gut? Wie ist Ihre Meinung darüber?"

„Scheer Dich zum Teufel!" sagt Jean, seine Blicke vom Seifenwasser entfernend.

„Ist das für Ihre Tante nicht kränkend? Wie? Ach, Iwan Michalitsch, Ew. Durchlaucht! Sie sind allen Gefühls bar! Nun, weshalb betrüben Sie sie wohl?"

„Ich mache keine Visiten. . . . Sag' ihr das. . . . Diese Sitte ist schon längst veraltet. . . . Wir haben keine Zeit, umherzufahren. Fahrt selbst umher, wenn Ihr nichts zu thun habt, mich aber laßt in Ruh. . . Nun, packe Dich! Ich will schlafen. . . ."

„Ich will schlafen. . . . Das Gesicht wenden Sie ab! Sie schämen sich, Einem in die Augen zu sehen?"

„Nun . . . Pst. . . . Du Nichtsnutz!

Mark beginnt stark mit den Augen zu zwinkern. Ein längeres Schweigen tritt ein.

„Sie aber, lieber Herr, sollten doch hinfahren und gratuliren!“ sagt er zärtlich. „Die Fürstin weint, wirft sich auf dem Bett hin und her . . . Seien Sie schon so gut, erweisen Sie ihr die Ehre. . . Kommen Sie hin, lieber Herr!“

„Ich komme nicht. Es hat keinen Zweck, und ich habe keine Zeit. . . . Ja, und was soll ich bei der alten Jungfer machen?“

„Kommen Sie, Ew. Durchlaucht! Erweisen Sie die Ehre, lieber Herr! Erweisen Sie die Gnade! Ganz schrecklich ist die Frau Fürstin betrübt über — man kann's wohl sagen — über Ihre Undankbarkeit und Herzlosigkeit.“

Mark fährt sich mit dem Aermel seines Rockes über die Augen.

„Erweisen Sie die Gnade!“

„Hm! . . . Wird es aber Cognac geben?“ fragt Jean, zur Seite speiend.

„Cognac wird da sein, Väterchen, Ew. Durchlaucht!“

„So . . . Ja . . .“

Der Fürst blinzelt.

„Nun, wird es aber hundert Rubel geben?“ fragt er.

Das ist ganz unmöglich! Es wird Ihnen, Ew. Durchlaucht, selbst nicht unbekannt sein, daß wir nun nicht mehr über die Kapitalien verfügen, die wir einst hatten . . Die Verwandten haben uns ruinirt, Iwan Michalitsch! Als wir Geld hatten, kamen Alle, jetzt aber . . . Gottes Wille geschieht!"

„Wie viel erhielt ich im vorigen Jahre für meine Visite . . . wie viel war's? Zweihundert Rubel erhielt ich. Und jetzt giebt es nicht einmal hundert? Du machst mir blauen Dunst vor, Alter! Such mal in den Koffern der Alten nach, da wirst Du schon finden . . Uebrigens packe Dich! Ich will schlafen."

„Seien Ew. Durchlaucht so gütig!"

Mark kniet nieder und berührt mit der Stirn den Fußboden.

„Die Fürstin sind alt und schwach . . . Kaum halten Leib und Seele zusammen. Erbarmen Sie sich ihrer, Iwan Michalitsch, Durchlaucht!"

Jean ist unerbittlich. Mark hebt zu feilschen an. Um fünf Uhr ergiebt sich Jean, zieht den Frack an und fährt zur Fürstin . .

„Ma tante!" sagt er, ihr die Hand küssend, mit undeutlicher Aussprache.

Und indem sie sich auf's Sopha niederlassen, beginnt er das vorigjährige Gespräch.

„Marie Kriskina, ma tante, hat einen Brief aus Nizza erhalten .... Das ist mal ein Gatte! Was werden Sie wohl zu seinem Benehmen sagen? Wie finden Sie ihn? Er beschreibt in sehr zwangloser Weise ein Duell, das er mit einem Engländer wegen einer Sängerin gehabt. .... Ich habe ihren Familiennamen vergessen ..."

„Wie ist das alles nur möglich?"

Die Fürstin verdreht die Augen, schlägt die Hände zusammen und wiederholt in einem Gefühl, das sich aus Staunen und Entsetzen zusammensetzt:

„Wie ist's nur möglich!"

„Ja.. Er giebt sich mit Duellen ab, läuft hinter Sängerinnen her, seine Frau aber.. die mag dank seiner Güte hinschmachten und hinsiechen. ... Solche Leute kann ich nicht verstehen, ma tante!" Die glückliche Fürstin setzt sich näher zu Jean, die Unterhaltung zieht sich in die Länge.. Es wird Thee mit Cognac gereicht.

Und in dieser Zeit, da die glückliche Fürstin, den Jean anhörend, lacht und staunt, kramt der alte Mark in seinen Koffern und sammelt Creditscheine zusammen. Fürst Jean ist auf eine große Preisermäßigung eingegangen. Er soll nur fünfzig Rubel für seine Visite erhalten. Um aber diese fünfzig Rubel auszahlen zu können, muß man mehr als einen Koffer durchsuchen! —

Kummer.

„Wem soll ich meinen Kummer klagen?“
(Russisches Lied.)

Die Abenddämmerung ist hereingebrochen. Große, feuchte Schneeflocken kreisen langsam um die angezündeten Straßenlaternen und legen sich in dünner, weicher Schicht auf Dächer, Pferderücken, Schultern und Mützen. Der Fuhrmann Jona Potapow ist ganz weiß, wie ein Gespenst. Er sitzt auf dem Bock so krumm, als es eben einem lebenden Körper möglich ist, und rührt sich nicht. Und fiele selbst ein ganzer Schneehaufen auf ihn, so würde er auch dann, wie es scheint, nicht für nöthig erachten, den Schnee von sich abzuschütteln .... Sein Pferdchen ist auch weiß und unbeweglich. In Folge der Unbeweglichkeit, der Eckigkeit der Gestalt und der stockförmig geraden Füße ähnelt das Thier selbst in nächster Nähe einem Pfefferkuchenpferdchen, das für einen Kopeken käuflich ist. Es ist wahrscheinlich in Gedanken versunken. Wen man vom Pflug, von der gewohnten, trüben Umgebung fortgerissen und hierher in diesen Pfuhl voll ungeheuerlicher Flammen, voll endlosen Lärms

und rennender Menschen gestoßen, der kann nicht anders, der muß sinnen . . .

Jona und sein Pferdchen rühren sich schon lange nicht vom Fleck. Sie beide haben sich schon am Vormittag auf den Weg gemacht, sind aber bis jetzt von niemand in Anspruch genommen worden.

Doch nun sinkt der Abendnebel auf die Stadt.

Mit dem Fortschreiten der Dämmerung wird das bleiche Licht der Straßenlaternen immer intensiver, und der Lärm des Treibens auf der Straße erreicht sein „forte."

„Fuhrmann, auf die Wiburger Seite!" hört Jona. „Fuhrmann!"

Jona zuckt zusammen und sieht durch die mit Schnee bedeckten Wimpern einen Offizier im Capuchon-Mantel.

„Auf die Wiburger Seite!" wiederholt der Militair. „Schläfst Du, wie? — Auf die Wiburger Seite!"

Zum Zeichen des Einverständnisses zieht Jona die Leinen an, in Folge welcher Bewegung Schneestücke vom Rücken des Pferdes und von seinen Schultern herabfallen . . . Der Offizier setzt sich in den Schlitten. Der Fuhrmann schnalzt mit dem Munde, reckt seinen Hals wie ein Schwan, richtet sich auf und fuchelt mehr aus Gewohnheit, als der Nothwendigkeit wegen

mit der Peitsche. Das Pferdchen reckt ebenfalls den Hals, biegt die stockartigen Füße und bewegt sich unentschlossen fort . . .

„Wohin drängst Du dich, Teufelsjunge!“ hört Jona sofort aus der dunklen, sich rück- und vorwärts bewegenden Masse rufen. „Wohin treibt's Dich? Halte nach rechts hin!“

„Du verstehst nicht zu fahren! Halte rechts!“ sagt der Offizier ärgerlich.

Es schilt ihn der Kutscher eines Wagens. Einer, der über die Straße gehen wollte und an's Maul des Pferdes stieß, sieht ihn böse an und schüttelt den Schnee vom Aermel. Jona bewegt sich auf dem Bock, als säße er auf Nadeln, stößt die Ellenbogen nach beiden Seiten und läßt, wie ein Unsinniger, die Blicke umherschweifen, so, als könne er es nicht verstehen, wo er ist und weshalb er hier ist.

„Was für Schurken die Leute alle doch sind!“ . . . witzelt der Offizier. „Sie sind alle darauf versessen mit Dir zusammenzustoßen oder unter Dein Pferd zu gerathen. Sie haben sich alle verabredet.“

Jona sieht sich nach seinem Fahrgast um und bewegt die Lippen . . . Er will offenbar Etwas sagen, doch es entringt sich nichts seiner Kehle bis auf ein heiseres Murmeln.

„Was?“ fragt der Offizier.

Jona verzieht seinen Mund zu einem Lächeln, strengt seine Kehle an und sagt heiser: „Mir ist, Herr, mein . . . . mein Sohn in dieser Woche gestorben!“

„Hm . . . . Woran starb er?“

Jona wendet sich ganz zu seinem Fahrgast um und sagt: „Wer kann's wissen! Wahrscheinlich am Fieber . . . Drei Tage lag er im Krankenhause und starb . . . 's war Gottes Wille.“

„Weich' aus, Satan!“ tönt es aus dem Dunkel „Bist wohl verrückt, alter Hund? Sieh mit Deinen Augen!“

„Fahre, fahre schneller . . .“ sagt der Fahrgast. „So langen wir bis morgen nicht an . . . Treib' Dein Pferd an!“

Der Fuhrmann reckt wieder den Hals, richtet sich auf und schwingt die Peitsche mit schwerfälliger Grazie. Einige Male sieht er sich darauf nach dem Fahrgaste um, dieser aber hat die Augen geschlossen und ist zum Zuhören offenbar nicht aufgelegt. . . . Nachdem der Offizier auf der Wiburger Seite ausgestiegen, bleibt Jona vor einem Wirthshause stehen, sitzt kauernd auf dem Bock und bewegt sich nicht . . . Der feuchte Schnee schmückt ihn und das Pferdchen mit seinem Weiß . . . . Es vergeht eine Stunde, noch eine.

Auf dem Trottoir gehen drei junge Leute, laut mit den Galoschen stampfend und einander scheltend; zwei derselben sind lang und schmächtig, der dritte aber klein und buckelig.

„Fuhrmann, zur Polizei-Brücke!“ ruft der Buckelige mit gebrochenem Tenor. „Wir sind unser drei .... Zwanzig Kopeken!“

Jona zieht die Zügel an und schnalzt. Zwanzig Kopeken, das ist kein annehmbarer Preis, doch ihm ist jetzt jeder Preis recht. Ob's ein Rubel, ob's ein Fünfer ist, das ist ihm einerlei, wenn's nur Fahrgäste giebt. ... Die jungen Leute treten, sich stoßend und scheltend, zum Schlitten heran und wollen sich alle drei gleichzeitig auf dem Sitz placiren. Es wird die Frage aufgeworfen, wer von ihnen sitzen, und wer als dritter stehen soll. Nach vielem Schelten, Brummen und vielen Vorwürfen wird es entschieden, daß der Buckelige, als kleinster, stehen soll.

„Nun, vorwärts!“ ruft der Buckelige mit gebrochener Stimme, indem er sich in den Schlitten stellt und mit seinem Athem Jona's Nacken berührt. „Vorwärts!“ „Was für eine Mütze Du aber hast, Brüderchen! Ein traurigeres Ding ist in ganz Petersburg nicht aufzutreiben ...“

„Ho — ho — ho ...“ lacht Jona. „Wie sie ist, so ist sie.“

„Nun Du, wie sie ist, so ist sie, treib' Dein Pferd an! Wirst Du so den ganzen Weg fahren? Ja? Wünschst wohl einen Schlag in den Nacken? ...."

„Mir schmerzt der Kopf ..." sagt einer der Langen. „Gestern haben wir, Waska und ich, bei Dumanskij's drei Flaschen Cognac ausgetrunken. ..."

„Ich verstehe es nicht, wozu das Lügen führen soll!" sagt ärgerlich der andre Lange. „Der Kerl lügt wie gedruckt!"

„Gott mag mich strafen, wenn's nicht wahr ist ..."

„Das ist eine ähnliche Wahrheit, wie die, daß eine Laus hustet ..."

„Ho — ho!" lacht Jona. „'s sind lustige Herrschaften!"

„Pfui, daß Dich der Teufel hole!" ruft der Buckelige empört. „Wirst Du wohl ordentlich fahren, Du alter Esel, nicht? Heißt das „fahren"? Versetze mal dem Pferde mit der Peitsche einen Schlag! Nun, alter Teufel! Nun! Schlag' tüchtig!"

Jona fühlt den sich hinter seinem Rücken bewegenden Körper und vernimmt, wie die Stimme des Buckeligen bebt ... Er hört die an ihn gerichteten Scheltworte, sieht die Menschen, und das Gefühl der Vereinsamung fängt nach und nach an, von ihm zu weichen ... Der Buckelige schilt so lange, bis sein Schelten die

höchste Höhe erreicht und bis er zu husten beginnt. Die Langen fangen von einer gewissen Natalja Petrowna zu reden an. Jona sieht sich nach ihnen um. Da in dem Gespräch eine kleine Pause eingetreten, sieht er sich nochmals um und murmelt:

„In dieser Woche ist mir mein . . . mein Sohn gestorben!“

„Wir müssen alle sterben . . .“ sagt der Buckelige seufzend und sich nach dem Husten die Lippen wischend. „Nun vorwärts, vorwärts! Meine Herren, so kann ich thatsächlich nicht weiter fahren! Wann langen wir wohl an Ort und Stelle an?“

„Sporne ihn ein wenig an . . . Versetze ihm einen Schlag in den Nacken!“

„Schläfst Du, alter Narr? Ich werd' Dich ja mit meinen Fäusten bearbeiten! Will man mit euresgleichen zart umgehn, so bleibt Einem nur das Gehen übrig! Hörst Du's, altes Haus? Oder sind Dir alle unsre Worte Wurst?“

Und Jona hört mehr den Stoß in den Nacken, als er ihn fühlt.

„Ho, ho . . . .“ lacht er. „Das sind lustige Herrschaften . . . Gott schenk' ihnen Gesundheit!“

Man schilt ihn, man schlägt ihn in den Nacken, ohne auf sein Alter, auf seine Eigenliebe Rücksicht zu nehmen, er aber ist froh. Das Alles lenkt seine

Aufmerksamkeit von dem Kummer ab, der in seiner Brust nistet und ihn bedrückt. Ein Schmerz verringert immer den anderen. Tritt man auf den Schwanz einer Katze, die Zahnschmerzen hat, so wird sie sich im Augenblick wohler fühlen.

„Fuhrmann, bist Du verheirathet?“ fragt einer der Langen.

„Ich? Ho, ho . . . Das sind lustige Herrschaften! Jetzt ist mir nur ein Weib geblieben — die Mutter Erde . . . Ho, ho, ho . . . Das heißt das Grab . . . Mein Sohn ist mir gestorben, ich aber lebe . . . ’s ist ein eigen Ding, daß sich der Tod in der Adresse geirrt hat. . . . Statt zu mir zu kommen, ging er zu meinem Sohn . . . .“

Und Jona wendet sich zu den jungen Leuten, um ihnen zu erzählen, wie sein Sohn gestorben, doch in diesem Augenblick athmet der Buckelige auf und erklärt, daß sie endlich, Gott sei Dank, angelangt sind . . . Nachdem er die zwanzig Kopeken in Empfang genommen, blickt er den Bummlern lange nach, die in dem dunklen Hauseingang verschwinden. Wieder ist er allein, und wieder beginnt für ihn die völlige Stille . . . Der für kurze Zeit beschwichtigte Kummer stellt sich auf’s Neue ein und droht mit verstärkter Gewalt ihm die Brust zu sprengen. . . . Jona’s Augen überfliegen unruhig und mit Qual die

Menschenmassen, welche auf beiden Seiten der Straße vorüberhuschen: wird denn nicht einer unter diesen Tausenden zu finden sein, der bereit wäre, ihn anzuhören? Es giebt ja nichts Schöneres, als den Herzenserguß eines Menschen anzuhören . . . Doch die Volksmassen rennen vorüber und achten weder auf ihn noch auf seinen Kummer . . . Sein Kummer ist riesengroß, überschreitet alle Grenzen . . . . Wenn Jona's Brust bersten sollte, und sein Kummer hinausströmte, so würde derselbe wohl die ganze Welt erfüllen, dessen ungeachtet sieht man jetzt denselben nicht . . . Der Kummer hat sich eben in eine so unscheinbare Hülle gekleidet, daß man ihn sogar am Tage mit dem Licht in der Hand nicht zu erkennen vermag. Jona erblickt einen Hausknecht mit einem Mattensack und beschließt mit ihm ein Gespräch anzuknüpfen.

„Mein Lieber, wie spät mag's jetzt sein?" fragt er

„Zehn Uhr . . . Was stehst Du hier? Fahre fort!"

Jona fährt etwa zehn Schritte weiter, sitzt vornübergebeugt und giebt sich seinem Kummer hin . . . Sich an die Menschen zu wenden, hält er nun für zwecklos . . . Doch es verstreichen kaum fünf Minuten, so richtet er sich auf, schüttelt so den Kopf, als verspüre er einen heftigen Schmerz, und zieht die Leinen an . . . . Es geht über seine Kraft.

„Nach Hause . . .“ denkt er. „Nach Hause!“

Und sein Pferdchen, als habe es seinen Gedanken errathen, hebt im Trab zu laufen an . . . Anderthalb Stunden später sitzt Jona am großen, schmutzigen Ofen . . . Auf der Ofenbank, auf dem Fußboden, auf den Bänken schlafen Menschen . . . Die Luft ist dumpf und verbraucht . . . . Jona blickt auf die Schlafenden, kratzt sich hinter den Ohren und bedauert, daß er so früh heimgekehrt ist. . . .

„Ich habe nicht einmal das Geld für den Hafer verdient . . . .“ denkt er. „Daher faßt mich auch der Kummer. Ein Mensch, der sein Amt gut versieht . . . der selbst satt ist, und dessen Pferd auch satt ist, ist immer ruhig . . . .“

In der einen Ecke des Zimmers erhebt sich ein junger Droschkenkutscher, räuspert sich verschlafen und schleppt sich zu dem mit Wasser gefüllten Eimer . . .

„Du willst trinken?“ fragt Jona.

„Wie Du siehst, will ich trinken!“

„So . . . Nun, wohl bekomm's . . . Mir aber ist, Bruder, mein Sohn gestorben . . . Hast Du's schon gehört? In dieser Woche, im Krankenhaus . . . Das ist mal eine Geschichte!“

Jona beobachtet, welchen Effekt seine Worte hervorbringen, kann aber nichts erkennen . . . Der junge Droschkenkutscher hat den Kopf bedeckt und schläft

schon ... Der Alte seufzt und kratzt sich hinter den Ohren ... So wie's den jungen Menschen zum Trinken treibt, so treibt's ihn zum Reden. Bald ist's eine Woche, seit sein Sohn gestorben, und er hat bisher noch mit niemand ordentlich darüber gesprochen ... Man muß darüber mit Vernunft, mit Ruhe reden ... Es muß erzählt werden, wie der Sohn erkrankte, wie er sich quälte, was er vor dem Tode gesprochen, wie er starb ... Die Beerdigung muß beschrieben werden, sowie die Fahrt in's Krankenhaus nach den Kleidern des Todten. Im Dorf lebt verwaist das Töchterchen Anißja ... Auch über sie muß gesprochen werden ... Ja, hat er denn wenig jetzt zu reden? Der Zuhörer muß stöhnen, seufzen, einzelne Worte nachsprechen. ... Mit Weibern läßt es sich besonders gut reden ... Wenn die auch Närrinnen sind, so heulen sie doch beim zweiten Wort ...

„Ich muß doch nach dem Pferde sehen," denkt Jona. „Zum Schlafen ist noch Zeit genug ... Werd' mich schon ausschlafen ..."

Er kleidet sich an und geht in den Stall, wo sein Pferd steht. Er denkt an Hafer, Heu, an das Wetter .... An den Sohn kann er, wenn er allein ist, nicht denken ... Ueber ihn mit jemand reden, das geht, aber allein an ihn denken, sein Bild

sich vergegenwärtigen — das ist über alles Maß schwer ....

„Kaust Du?“ fragt Jona sein Pferd, da er dessen glänzende Augen erblickt. „Nun, kaue, kaue ... Wenn wir den Hafer nicht mehr erarbeiten, so werden wir Heu fressen ... Ja ... Ich bin schon zu alt zum Fahren ... Mein Sohn sollte fahren, nicht ich ... Das war ein richtiger Droschkenkutscher ... Er hätt' nur leben sollen ...“

Jona schweigt einige Zeit und fährt alsdann zu reden fort: „So ist es, liebes Stütchen ... Kusma Jonitsch ist nicht mehr ... Er hat lange zu leben befohlen*) .... Er ist so ohne weiteres gestorben ... Setzen wir nun den Fall, Du hättest ein Füllen, und Du wärst diesem Füllen die leibliche Mutter ... Und nun befiehlt Dir dieses Füllen, lange zu leben ... Das würd' Dir doch leid thun?“

Das Pferdchen kaut, hört zu und berührt mit seinem Athem die Hände des Eigenthümers.

Jona geräth in Eifer und erzählt dem Pferdchen Alles ....

---

*) Die Meldung des Ablebens einer Person faßt das russische Volk immer in die Worte, der Verblichene „habe lange zu leben befohlen.“

Bei der Wittwe des Adelsmarschalls.

Am ersten Februar jeden Jahres, am Tage des heiligen Märtyrers Trifon, ist auf dem Gute der Wittwe des verstorbenen Adelsmarschalls Trifon Lwowitsch Sawsjatow ein ungewöhnliches Treiben. An diesem Tage läßt die Wittwe des Adelsmarschalls Ljubow Petrowna zum Angedenken des Verblichenen eine Todtenmesse lesen, worauf ein Te Deum folgt. Zu diesem Gedenkgottesdienst versammelt sich der ganze Kreis. Hier kann man den jetzigen Adelsmarschall Hrumow erblicken, den Vorsitzenden der Landschaftsverwaltung Marfutkin, das ständige Mitglied der Verwaltung Potraschkow, die Friedensrichter der beiden Bezirke, den Ordnungsrichter Krinolinow, die beiden Kreisrichter, den Landschaftsarzt Dwornjagin, der nach Jod riecht, alle Gutsbesitzer, die großen und die kleinen u. s. w. Im Ganzen mögen etwa fünfzig Personen erscheinen. Präcise um zwölf Uhr mittags kommen die Gäste mit ernsten Gesichtern aus den verschiedenen Zimmern in den Saal. Der Fußboden

ist mit Teppichen bedeckt, und die Tritte verursachen keinen Laut, doch die Feierlichkeit der Begebenheit zwingt Alle instinktiv, sich auf die Fußspitzen zu erheben und beim Eintritt in's Gemach mit den Händen zu balanciren. Im Saale ist schon Alles bereit. Der Priester Jewmenij, ein altes Männchen mit hoher, verblichener Calotte auf dem Kopfe, legt sich das schwarze Meßgewand an. Der Diakon Konkordiew, der roth wie ein Krebs ist und das Meßgewand bereits an hat, blättert leise im Gebetbuch, das den liturgischen Theil des Gottesdienstes enthält, und legt kleine Stücke Papier als Zeichen in dasselbe. Bei der Thür, die in's Vorzimmer führt, sucht der Diatschok Luka (der Küster) das Rauchfaß durch Blasen in's Glühen zu bringen, wobei sich seine Wangen stark heben und seine Augen auffällig hervortreten. Der Saal wird nach und nach von bläulichem, durchsichtigem Rauch und vom Duft des Weihrauchs erfüllt. Der Volksschullehrer Gelikonskij, ein junger Mensch in einem neuen, sackartigen Rock und mit Hitzblattern auf dem erschreckten Gesicht, trägt auf einem neusilbernen Theebrett Wachslichte herum. Die Wirthin Ljubow Petrowna steht vorn bei dem Tisch, auf welchem sich die Speisen befinden, und führt vorzeitig das Taschentuch zu den Augen. Ringsum herrscht Stille, die nur ab und zu von Seufzern unterbrochen

wird. Die Gesichter Aller sind langgestreckt und feierlich .... Die Todtenmesse beginnt. Dem Rauchfaß entsteigt ein blauer Rauch, der mit einem schräg in's Zimmer fallenden Sonnenstrahl spielt, die angezündeten Lichte knattern ein wenig. Der Gesang, der Anfangs hart und betäubend klingt, wird in kurzer Zeit, sobald sich die Sänger den akustischen Verhältnissen des Zimmers anpassen, leise und regelrecht ... Die Motive sind alle traurig und klagend ... Die Gäste versetzen sich nach und nach in eine melancholische Stimmung und werden nachdenklich. In ihren Köpfen stellen sich die Gedanken über die Kürze des Lebens die Hinfälligkeit alles Irdischen und über die Unruhe der Welt ein .... Man erinnert sich des verstorbenen Sawsjatow, der so stämmig und rothwangig war, der auf einen Zug eine Flasche Champagner austrank, der mit seiner Stirn Spiegel zu zerschlagen im Stande war. In dem Augenblick aber, da der Choral „In sel'ger Ruhe mit allen Heiligen“ angestimmt wird, und man das Aufschluchzen der Wirthin vernimmt, beginnen die Gäste in trübseliger Stimmung bald auf dem einen, bald auf dem andern Fuß zu stehen. Bei den gefühlvolleren Personen fängt es an, in der Kehle und bei den Augenlidern zu kitzeln. Der Vorsitzende der Landschaftsverwaltung, Marfutkin, von dem Wunsche beseelt, das unangenehme Gefühl zu

bekämpfen, neigt sich zum Ohr des Ordnungsrichters und flüstert:

„Gestern war ich bei Iwan Fedoritsch .... Mit Peter Petrowitsch hatte ich einen großen Schlemm ohne Trümpfe .... Bei Gott, so war's ... Olga Andrejewna hat sich darüber so sehr erbost, daß ihr ein künstlicher Zahn aus dem Munde fiel ...“

Nun aber wird „Ewiges Gedenken“ gesungen. Gelikonskij sammelt würdevoll die Lichte ein, und die Todtenmesse ist beendet. Darauf folgt eine minutenlange Unruhe, es werden andre Meßgewänder angelegt, und das Te Deum ertönt. Nach dem Te Deum, während der Priester Jewmenij das Meßgewand ablegt, reiben sich die Gäste die Hände und husten, die Frau des Hauses aber erzählt von der Güte des verstorbenen Trifon Lwowitsch. „Ich fordere die Herrschaften zu einem Imbiß auf!“ beendet sie seufzend ihre Erzählung.

Die Gäste eilen in's Speisezimmer, indem sie sich bemühen, weder zu stoßen, noch einander auf die Füße zu treten ... Hier erwartet sie das Frühstück. Dieses Frühstück ist derart großartig, daß der Diakon Konkordiew alljährlich es für seine Pflicht hält, mit den Händen eine Geste der Bewunderung zu machen, den Kopf staunend zu schütteln und zu sagen:

„Das ist überirdisch! Das, ehrwürdiger Vater Jewmenij, sieht nicht so sehr wie eine Speise der Menschen, als vielmehr wie ein den Göttern dargebrachtes Opfer aus."

Das Frühstück ist in der That ungewöhnlich. Auf dem Tisch befindet sich Alles, was nur Fauna und Flora zu bieten vermögen, überirdisch ist allenfalls nur Eines: auf dem Tisch ist Alles außer . . . spirituosen Getränken. Ljubow Petrowna hat ein Gelübde gethan, daß in ihrem Hause weder Karten noch spirituose Getränke sein sollen, die zwei Dinge, die ihren Gatten zu Grunde gerichtet haben. Auf dem Tisch stehen nur Essig- und Oelflaschen, wie zum Hohn und zur Strafe der Essenden, die sammt und sonders zu den fidelsten Trinkern und Zechern gehören

„Greifen Sie zu, meine Herrschaften!" ladet die Wittwe des Adelsmarschalls zum Essen ein. „Bitte um Entschuldigung, Schnaps habe ich aber nicht . . . Ich halte keinen im Hause."

Die Gäste nähern sich dem Tisch und machen sich unentschlossen an die Pastete. Aber das Verspeisen derselben kommt nicht in Gang. In der Handhabung der Gabeln, im Schneiden mit den Messern, im Kauen zeigt sich eine Art Trägheit, eine Apathie . . . Offenbar fehlt Etwas . . .

„Ich habe ein solches Gefühl, als hätte ich Etwas verloren . . .“ flüstert ein Friedensrichter dem andern zu. „Aehnliches empfand ich, als mir meine Frau mit dem Ingenieur davonlief . . . Ich kann nicht essen!“

Marfutkin sucht lange, bevor er zu essen beginnt, in seinen Taschen nach seinem Taschentuch.

„Mein Taschentuch ist ja in meinem Pelz! Ich aber suche dasselbe hier!“ sagt er laut und geht in's Vorzimmer, wo die Pelze hängen.

Aus dem Vorzimmer kehrt er mit glänzenden Augen zurück und nimmt sofort mit Appetit die Pastete in Angriff.

„Nicht wahr, es ist unangenehm, mit trockner Kehle die Speisen hinabzuwürgen!“ flüstert er dem Priester Jewmenij zu. „Geh, Vater, in's Vorzimmer, dort habe ich in meinem Pelz eine Flasche . . . Passe nur auf, daß die Flasche keinen Laut verursacht!“

Der Priester Jewmenij erinnert sich plötzlich, daß er dem Luka noch Etwas zu sagen hat, und eilt in's Vorzimmer.

„Väterchen, auf zwei Worte . . . 's ist ein Geheimniß!“ sagt Dwornjagin, indem er ihn einzuholen sucht.

„Was ich mir aber für einen Pelz ganz zufällig gekauft habe, meine Herrschaften!“ prahlt Hrumow.

„Der Pelz ist tausend Rubel werth, ich habe aber... Sie werden es kaum glauben .... ich habe zweihundertfünfzig Rubel gezahlt! Nur so viel!"

Zu jeder anderen Zeit hätten die Gäste diese Mittheilung sehr kühl aufgenommen, jetzt aber äußern sie Erstaunen und wollen das Gesagte gar nicht glauben.

Endlich macht sich die ganze Schaar in's Vorzimmer auf, um den Pelz zu betrachten, und sie besehen dort denselben so lange, bis schließlich des Doctors Bursche Mikeschka fünf leere Flaschen im Geheimen hinausträgt .... In dem Augenblick, da der gekochte Stör servirt wird, erinnert sich Marfutkin, daß er sein Cigarrenetui im Schlitten vergessen, und begiebt sich in den Stall. Damit er es auf diesem Gange nicht langweilig habe, nimmt er den Diakon mit, welcher auch gelegentlich nach seinem Pferde sehen will......

Am Abend desselben Tages sitzt Ljubow Petrowna in ihrem Stübchen und schreibt einer alten Petersburger Freundin einen Brief.

„Heute wurde bei mir, dem Beispiel vergangener Jahre folgend, ein Gedenkgottesdienst zu Ehren des Verblichenen abgehalten," schreibt sie unter Anderem. „Zu dieser Todtenmesse waren alle meine Nachbarn erschienen. Diese Leute sind ungeschliffen, einfach, — aber

was für Herzen! Meine Bewirthung war selbstverständlich über alles Lob erhaben, doch gab's, wie in den früheren Jahren, keinen Tropfen erhitzender Getränke. In der Zeit, da er in Folge der Unmäßigkeit gestorben, habe ich den Schwur abgelegt, daß ich in unsrem Bezirk die Nüchternheit einführen werde, um dadurch seine Sünden zu sühnen. Die Predigt der Nüchternheit habe ich in meinem Hause begonnen. Der Priester Jewmenij ist von dieser meiner Aufgabe entzückt und hilft mir mit Wort und That. Ach, ma chère, wenn Du wüßtest, wie mich diese meine Bären lieben! Der Vorsitzende der Landschaftsverwaltung, Marfutkin, beugte sich nach dem Frühstück zu meiner Hand herab, hielt dieselbe lange an seinen Lippen und fing, nachdem er komisch den Kopf geschüttelt, zu weinen an: viel Gefühl und keine Worte! — Vater Jewmenij, dieses merkwürdige, alte Männchen, setzte sich zu mir, sah mich thränenden Auges an und flüsterte lange Zeit, wie ein Kind. Seine Worte konnte ich nicht verstehen, das aufrichtige Gefühl verstehe ich aber wohl. Der Ordnungsrichter, jener schöne Mann, von dem ich Dir schon geschrieben, kniete vor mir nieder und wollte die von ihm selbst verfaßten Verse hersagen (er ist Dichter), aber .... es ging über seine Kraft ... er schwankte und fiel hin. ... Dieser Riese hatte einen hysterischen Anfall.

Du kannst Dir mein Entzücken vorstellen! — Es ging dieses Mal übrigens nicht ohne Unannehmlichkeiten ab. Der arme Vorsitzende des Friedensrichterplenums, Alalykin, ein korpulenter und apoplektischer Mensch, wurde unwohl und lag auf dem Sopha bewußtlos zwei Stunden lang. Man mußte ihm den Kopf mit Wasser kühlen. . . . . . Dank sei dem Doctor Dwornjagin gesagt: er brachte aus seiner Apotheke eine Flasche Cognac und benetzte damit die Schläfen des Erkrankten, wodurch dieser wieder zu sich kam und nach Hause gebracht werden konnte. . . .“

In der Christnacht.

Eine junge Frau, etwa dreiundzwanzig Jahre alt, stand mit todtenbleichem Gesicht am Ufer des Meeres und sah in die Ferne. Zu ihren kleinen Füßen in Sammetstiefelchen befand sich eine alte, schmale Treppe mit sehr wackligem Geländer, die zum Meere hinab führte.

Die Frau schaute in die Ferne, wo die unendliche Weite, welche von vollständigem, undurchdringbarem Dunkel erfüllt war, sich dehnte. Weder die Sterne, noch das mit Schnee bedeckte Meer, noch irgend welche Feuer waren sichtbar. Es regnete heftig. . . .

„Wie mag es dort hergehen?" dachte die Frau, indem sie in die Ferne sah und sich in den nassen Pelz und den Shawl hüllte, um sich vor Wind und Regen zu schützen.

Dort irgendwo, in dem undurchdringbaren Dunkel, fünf bis zehn Werst entfernt, oder auch mehr, mußte sich jetzt ihr Gatte, der Gutsbesitzer Litwinow, mit seinen Arbeitern aufhalten. Wenn das Schneegestöber in den letzten zwei Tagen Litwinow und dessen

Fischer nicht eingeschneit hatte, so mußten sie jetzt zum Ufer eilen. Das Wasser im Meer war gestiegen, und man sagte, daß das Eis bald zu bersten beginnen werde. Das Eis konnte diesem Winde nicht widerstehen. Werden wohl ihre schweren und ungeschickten Fischerschlitten mit den unförmlichen Kufen das Ufer erreichen, bevor die bleiche Frau das Brüllen des erwachten Meeres hört?

Die Frau begehrte heftig hinabzusteigen. Das Geländer begann unter ihrer Hand zu schwanken, und da es naß und klebrig war, glitt es wie ein Schleimfisch unter ihrer Hand fort. Sie setzte sich auf die Stufen und begann auf allen Vieren hinabzusteigen, indem sie sich mit den Händen fest an die kalten, schmutzigen Stufen hielt. Der Wind faßte sie und deckte ihr den Pelz auf. Feuchte Luft berührte ihre Brust.

„Hilf, Sanct Nicolaus! — Die Treppe hat wohl kein Ende!" flüsterte die junge Frau, sich von Stufe zu Stufe fortbewegend.

Die Treppe bestand genau aus neunzig Stufen. Sie ging ohne Windungen in gerader Linie, unter spitzem Winkel, fast senkrecht hinab. Der Wind bewegte sie heftig von einer Steite zur andern, und sie knarrte wie ein Brett, das zu brechen droht.

In zehn Minuten war die Frau unten, un-

mittelbar am Meere. Und hier unten war dieselbe Dunkelheit. Der Wind war hier noch bösartiger als oben. Der Regen strömte herab, und es schien, als werde er nie ein Ende nehmen.

„Wer kommt da?“ hört man eine Mannesstimme sagen.

„Das bin ich, Denis . . .“

Denis, ein großer, stämmiger Greis mit langem, grauem Bart, stand am Ufer, einen großen Stock in der Hand, und schaute auch in die dunkle Ferne. Er stand und suchte an seiner Kleidung ein trockenes Plätzchen zu finden, an welchem er zum Anrauchen der Pfeife ein Streichhölzchen entzünden könnte.

„Das sind Sie, gnädige Frau Natalja Sergejewna?“ fragte er mit erstaunter Stimme. „Bei solchem Unwetter?! Und was wollen Sie hier anfangen? Für Sie wäre eine Erkältung nach der Niederkunft — der wahre Tod. Geht nach Hause, Mütterchen!“

Das Weinen einer alten Frau wurde hörbar. Es war die Mutter des Fischers Jewsei, der mit Litwinow auf den Fischfang hinausgefahren war. Denis seufzte und machte eine abwehrende Handbewegung.

„Du Alte,“ sprach er in die Ferne, „hast doch schon siebenzig Jahre in der Welt gelebt, bist aber immer noch wie ein kleines Kind, ohne alle Vernunft.

In Allem geschieht doch Gottes Wille, Du Närrin! Bei Deiner Altersschwäche müßtest Du auf der Ofenbank ruhen, nicht aber hier in der Feuchtigkeit sitzen! Geh' — Gott befohlen!“

„Ja, aber mein Jewsei, mein Jewsei! Er ist doch mein einziger, Denisuschka!“

„Gottes Wille geschieht! Angenommen, es ist ihm nicht bestimmt, im Meere unterzugehen, dann, dann mag das Eis hundert Male bersten, — er bleibt am Leben. Wenns ihm aber bestimmt ist, dieses Mal den Tod zu erleiden, Mütterchen, so haben wir nichts drein zu reden. Weine nicht, Alte! Nicht Jewsei allein ist auf der See! Dort ist auch der Herr Andrei Petrowitsch. Da ist auch Fedka und Kusma und der Aljoschka des Taras.“

„Leben sie aber, Denisuschka?“ fragte Natalja Sergejewna mit zitternder Stimme.

„Wer kann's wissen, Herrin! Wenn sie gestern und vorgestern vom Schneegestöber noch nicht verschüttet worden, so leben sie wohl noch. Und bricht das Eis nicht, so bleiben sie ohne Frage am Leben. Sieh' mal, welch ein Wind, er weht, als werde er dafür bezahlt. Gott schütze!“

„Wer geht da auf dem Eise!“ sagte die junge Frau mit unnatürlich heiserer Stimme, gleichsam wie erschreckt, nachdem sie einen Schritt rückwärts gemacht. Denis kniff die Augen zusammen und horchte auf.

„Nein, Herrin, niemand kommt,“ sagte er. „Das ist das Närrchen Petruscha, der im Boot sitzt und die Ruder bewegt.“ „Petruscha!“ rief Denis. „Sitzest Du dort?“

„Ich sitze hier, Großvater!“ tönte eine schwache, kranke Stimme.

„Fühlst Du Schmerzen?“

„Es schmerzt, Großvater! Meine Kraft ist hin!“

Am Ufer, hart am Eise stand ein Boot. Auf dem Boden desselben saß ein hochaufgeschossener Bursche mit unförmlich langen Armen und Beinen. Das war das Närrchen Petruscha. Die Zähne zusammengebissen und am ganzen Körper bebend, sah er in die dunkle Ferne und bemühte sich auch, irgend Etwas zu erkennen. Auch er erwartete Etwas vom Meere. Seine langen Hände hielten die Ruder, und den linken Fuß hatte er unter sich gezogen.

„Es kränkelt, unser Närrchen!“ sagte Denis zum Boot herantretend. „Es schmerzt der Fuß dem Herzliebsten. Der Schmerz hat ihn aller Vernunft beraubt. Du, Petruscha, solltest doch in's warme Zimmer gehen! Hier wirst Du Dich noch mehr erkälten. . . .“

Petruscha schwieg. Er bebte und verzog vor Schmerz sein Gesicht. Es schmerzte ihm die hintere Seite der Hüfte, an der Stelle, wo der Nerv durchgeht. „Geh, Petruscha!“ sagte Denis mit weicher,

väterlicher Stimme. „Leg Dich auf die Ofenbank nieder, dann giebt es Dir wohl Gott, daß Dein Fuß gegen Morgen besser wird!“

„Ich merk' es!“ murmelte Petruscha, den Mund mit Anstrengung öffnend.

„Was merkst Du, Närrchen?“

„Das Eis ist geborsten.“

„Woran merkst Du das?“

„Ich höre solch einen Lärm. Ein Lärm rührt vom Winde, ein andrer vom Wasser her. Und der Wind ist auch ein andrer geworden: weicher. Zehn Werst von hier entfernt bricht bereits das Eis.

Der Greis horchte auf. Er horchte lange, konnte aber aus dem allgemeinen Getöse nichts heraushören, außer dem Heulen des Windes und dem gleichmäßigen Lärm des Regens.

Eine halbe Stunde verging in Erwartung und Schweigen. Der Wind that seine Pflicht. Er wurde immer heftiger und heftiger, und es schien so, als habe er beschlossen — es koste was es wolle —, das Eis zu brechen und dem alten Weibe ihren Sohn Jewsei, der bleichen Frau aber ihren Gatten zu rauben. Der Regen aber wurde mittlerweile immer schwächer und schwächer. Bald wurde er so gering, daß man im Dunkel bereits die Gestalten der Menschen, die Umrisse des Bootes und den weißen Schnee erkennen

konnte. Durch das Heulen des Windes konnte man den Hall einer Glocke hören. Es wurde oben im Fischerdorf geläutet, im alten Glockenthurm. Leute, die im Meere vom Schneegestöber und alsdann vom Regen überrascht worden, sollten sich im Fahren nach dem Geläute richten, — ein Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert.

„Großvater, das Wasser ist schon nahe! Hörst Du's?"

Der Alte horchte hin. Dieses Mal hörte er ein Tosen, das weder dem Heulen des Windes, noch dem Rauschen der Bäume glich. Das Närrchen hatte Recht. Man konnte darüber nicht mehr im Zweifel sein, daß Litwinow mit seinen Arbeitern nicht mehr ans Land zurückkehren werde, um das Weihnachtsfest zu feiern.

„Es ist aus!" sagte Denis. „Es bricht!"

Das alte Weib schrie kreischend auf und setzte sich auf die Erde. Die Herrin trat durchnäßt und vor Kälte bebend an's Boot heran und hub an zu horchen. Und sie hörte das unheilverkündende Tosen.

„Es kann sein, daß es der Wind ist!" sagte sie. „Bist Du davon überzeugt, Denis, daß das Eis bricht?"

„Gottes Wille geschieht! . . . Das ist um unsrer Sünden willen, Herrin."

Denis seufzte und fügte mit zitternder Stimme hinzu: „Bitte, gehen Sie hinauf, Herrin. Sie sind schon ganz durchnäßt."

Und die Menschen, die am Ufer standen, hörten ein leises, kindisches, glückliches Lachen . . Die bleiche Frau lachte. Denis räusperte sich. Er räusperte sich immer, wenn es ihn zum Weinen trieb.

„Sie hat den Verstand verloren!" flüsterte er der dunklen Gestalt eines Bauern zu.

Es wurde heller. Der Mond ging auf. Jetzt wurde Alles sichtbar: das Meer mit den halbaufgethauten Schneehaufen, und die Herrin, und Denis und das Närrchen Petruscha, der vor unerträglichem Schmerz das Gesicht in Falten zog. Zur Seite standen Bauern, die zu irgend einem Zweck Stricke in den Händen hielten.

Es ertönte unweit des Ufers das erste deutlich vernehmbare Krachen. Bald erscholl ein zweites und drittes, und die ganze Luft wurde von grauenerregendem Tosen erfüllt. Die weiße, unabsehbare Fläche hub an zu wogen und wurde ganz dunkel. Das Ungeheuer war erwacht und begann sein stürmisches Leben.

Das Heulen des Windes, das Rauschen der Bäume, die Seufzer des Petruscha und das Geläute — Alles schwieg beim Heulen des Meeres.

„Man muß hinaufgehen!" rief Denis. „Sofort wird das Ufer überschwemmt und mit Eisschollen bedeckt sein. Und der Morgengottesdienst beginnt auch

gleich, Kinder! — Gehen Sie, Mütterchen-Herrin! Gott will es so!"

Denis trat zu Natalja Sergejewna heran und faßte sie an dem Ellenbogen. . . .

„Kommen Sie, Mütterchen!" sagte er zärtlich, mit einer Stimme voller Mitleid.

Die Herrin wehrte den Denis mit einer Handbewegung ab und trat, den Kopf hochgehoben, zur Treppe heran. Sie war nicht mehr so todtenblaß, auf ihren Wangen zeigte sich das Roth der Gesundheit, so, als habe man ihr frisches Blut eingeflößt; die Augen schauten nicht mehr traurig, und die Hände, die den Shawl an der Brust festhielten, zitterten nicht mehr wie früher . . . Sie fühlte jetzt, daß sie allein, ohne fremde Hülfe, die hohe Treppe hinaufsteigen könne . . Als sie auf die dritte Stufe trat, blieb sie wie angewurzelt stehen. Vor ihr stand ein hoher stattlicher Mann in großen Stiefeln und im Halbpelz . .

„Das bin ich, Nataſcha. Erschrick nicht!" sagte der Mann.

Natalja Sergejewna wankte. An der hohen Mütze von gegerbtem Lammfell, an dem schwarzen Schnurrbart, an den schwarzen Augen erkannte sie ihren Gatten, den Gutsbesitzer Litwinow. Der Mann hob sie mit seinen Armen auf und küßte ihr die Wange, wobei er sie mit einem Dunst von Xeres und Cognac umgab. Er hatte einen leichten Rausch.

„Freue Dich, Natascha!“ sagte er. „Ich bin weder im Schnee umgekommen, noch ertrunken. Während des Schneegestöbers habe ich mit meinen Leuten Taganrog erreicht, von wo ich nun zu Dir zurückgekehrt bin . . . . . zurückgekehrt bin . . .“

Er sprach vor sich hin, sie aber, die wieder bleich und zitternd dastand, sah ihn mit erstaunten, erschreckten Augen an. Sie konnte es nicht glauben . . .

„Wie durchnäßt Du bist, wie Du zitterst!“ flüsterte er, sie an seine Brust drückend.

Und über sein von Glück und Wein erhitztes Gesicht flog ein weiches, kindlich-gutes Lächeln . . . . Ihn hatte sie in dieser Kälte, zu dieser nachtschlafenden Zeit erwartet! Ist das nicht Liebe? Und er hub vor Glück zu lachen an . . . .

Ein durchdringender, herzzerreißender Schrei antwortete auf dieses stille, glückliche Lachen. Weder das Heulen des Meeres, noch der Wind, nichts vermochte denselben zu übertönen. Die junge Frau, deren Gesicht von der Verzweiflung verzerrt war, konnte den Schrei nicht unterdrücken, und er entrang sich ihrem Innern. In dem Schrei lag Alles: die Verheirathung wider Willen, die unüberwindliche Abneigung ihrem Gatten gegenüber, die Trauer der Einsamkeit und endlich die verlorene Hoffnung auf freies Wittwenthum. Ihr ganzes Leben mit dem

Kummer, mit den Thränen und mit dem Schmerz fand Ausdruck in diesem Schrei, der selbst von den tosenden Schollen nicht übertönt wurde. Der Gatte verstand diesen Schrei, und es war auch unmöglich, denselben mißzuverstehen . . . .

„Dir thut es leid, daß mich der Schnee nicht verweht, das Eis nicht erdrückt hat!“ murmelte er.

Seine Unterlippe zitterte, und sein Gesicht zeigte ein bitteres Lächeln. Er trat von den Stufen zurück und ließ seine Frau auf die Erde nieder.

„Es sei, wie Du es willst!“ sagte er.

Und er ging, als er sich von seiner Frau abgewandt, zum Boot. Dort zog, die Zähne zusammenbeißend, das Närrchen Petruscha zitternd und auf einem Fuß springend das Boot in's Wasser.

„Wohin geht's?“ fragte Litwinow.

„Ich leide, Ew. Hochwohlgeboren! Ich will ertrinken . . . . Die Todten leiden nicht . . . .“

Litwinow sprang in's Boot. Das Närrchen kroch ihm nach.

„Leb' wohl, Natascha!“ rief der Gutsbesitzer. „Es sei, wie Du willst! Empfange das, was Du Dir in der Kälte stehend wünschtest! Mit Gott vorwärts!“

Das Närrchen holte mit den Rudern aus, und das Boot schwamm, nachdem es an eine große Scholle angeprallt, den hohen Wogen entgegen.

„Rudere, Petruscha, rudere!“ sprach Litwinow. „Weiter, weiter!“

Litwinow saß im schwankenden Boot, hielt sich an den Rändern desselben und blickte zurück. Verschwunden war Natascha, verschwunden waren die Leute am Ufer, verschwunden war endlich das Ufer selbst . . .

„Kehr' um!“ hörte er eine weibliche gebrochene Stimme rufen.

Und aus diesem „kehr' um“ glaubte er die Verzweiflung herauszuhören.

„Kehr' um!“

Litwinow's Herz schlug heftig . . . Ihn rief sein Weib; und hier am Ufer, in der Kirche begann das Geläut zum Weihnachtsfrühgottesdienst.

„Kehr' um!“ wiederholte flehend dieselbe Stimme. Das Echo wiederholte dieses Wort. Im Krachen der Schollen lag dieses Wort, der Wind heulte es, ja selbst das Weihnachtsgeläut sprach: „Kehr' um.“

„Wollen wir zurückfahren?“ sagte Litwinow, das Närrchen am Aermel ziehend.

Aber das Närrchen hörte ihn nicht. Die Zähne vor Schmerz zusammenbeißend und hoffnungsvoll in die Ferne schauend, arbeitete er mit seinen langen Händen . . . . Ihm rief niemand „kehr' um“ zu, im Nerv aber der Schmerz, an dem er schon in frühester Kindheit gelitten, wurde immer heftiger und brennender.

Litwinow packte seine Hände und zog dieselben zurück. Aber die Hände waren fest wie ein Stein, und es war nicht leicht, dieselben von den Rudern zu entfernen. Und es war auch schon zu spät. Dem Boot entgegen schwamm eine ungewöhnlich große Scholle. Diese Eisscholle mußte Petruscha für immer vom Schmerze befreien . . .

Bis an den Morgen stand die bleiche Frau am Ufer des Meeres. Als man sie halb erstarrt und kraftlos vor Seelenqualen nach Hause brachte und zu Bett legte, flüsterten noch immer ihre Lippen: „Kehr' um!"

In der Christnacht hatte sie ihren Mann lieb gewonnen . . . .

Oswald Schmidt, Leipzig-Reudnitz.

Čechov, Anton Pavlovič,

Russische Leute Geschichten aus dem Alltagsleben von Anton Tschechow. Deutsch von Johannes Treumann. (Inhalt: Werotschka. - Uebers Ziel geschossen. - Unglück. - Wanjka. - Einmal im Jahr. - Kummer. - Beider Wittwe des Adelmarschalls. - In der Christnacht .)

Leipzig 1890